Croissant-Rust

Anna Croissant-Rust.

Der Kakadu

und

Prinzessin auf der Erbse.

Zwei Novellen.

München-Leipzig.
August Schupp.

Von derselben Verfasserin früher erschienen:

Feierabend und andere münchener Geschichten.

Heinrich Stümcke schreibt darüber in den „Neuen litterarischen Blättern“:

Schon die Skizzen, mit denen die Münchener Dichterin in den Sammelbänden der „Modernen Gesellschaft“ debütiert, zeigen uns Frau Croissant-Rust als eine Stimmungsmalerin von großer Feinheit und Beobachtungsgabe. So hat sie denn auch das Milieu der Titelgeschichte „Feierabend“ in seinen feinen und feinsten Zügen, in seiner nackten, trostlosen Traurigkeit durchschaut und geschildert .... Es ist kein Buch für jedermann, und wer nur flüchtige Unterhaltungslektüre sucht, „Spannendes“ im landläufigen Sinne des Wortes, oder sich fürchtet, daß ihn einmal der Menschheit ganzer Jammer anpacke, der wird es besser nicht in die Hand nehmen.

Leo Berg im „Magazin für Litteratur“:

..... Die vorliegende kleine Sammlung zeichnet sich durch die bei weiblichen Autoren ganz ungewöhnliche Wucht der Schilderung und die Konsequenz der naturalistischen Darstellung aus .....

Johannes Schlaf in der „Freien Bühne“:

Dreierlei verleiht dem vorliegenden Novellenbändchen einen nicht geringen Wert. Zunächst, daß mit ihm die münchener Sittenschilderung geschaffen ist ..... Von Bedeutung und Interesse ist es ferner zu sehen, wie eine Frau den Mut und die Energie hat, so rauhe und düstere Stoffe zu kräftiger und rücksichtsloser Darstellung zu bringen ..... Das Schönste aber an dem Büchelchen und was ihm seinen eigensten Wert verleiht, ist wohl die intime Anteilnahme, die so durchaus nicht weibisch zaghaft und prüde ist und kraft deren hier die beobachtete Wirklichkeit der Verfasserin innerstes Erlebnis und innerste Stimmung geworden ist .....

Als eine starke künstlerische Individualität tritt uns Frau Anna Croissant-Rust entgegen. Eine seltene Unmittelbarkeit der Anschauung, ein kraftvolles Temperament zeichnen die drei vor uns liegenden Bücher dieser hochbegabten Schriftstellerin aus: „Feierabend“ und andere Münchener Geschichten, „Lebensstücke“ und „Gedichte in Prosa“. Sei es das öde Grau in Grau des Alltagslebens und der Sorge — sei es die tiefe Fluth der Leidenschaft, die Frische ungebundener Jugend, — immer ist es echte wahre Lebensfarbe, mit der sie ihre Menschen und Landschaften malte Der Realismus einer ernsten, tief empfindenden und fein beobachtenden Natur spricht eindringlich zu uns, u. s. w., u. s. w.

(Frankfurter Zeitung.)

Anna Croissant-Rust.

Der

Kakadu

und

Prinzessin auf der Erbse.

Leipzig 1896
Verlag von August Schupp.

Der Kakadu.

„Kakadu" hatte sie der zwölfjährige Bengel des Hausbesitzers genannt als er sie zum erstenmal ohne Hut über den Hof gehen sah und seitdem nannten alle im Hause das Fräulein den „Kakadu". Der Name paßte auch gar nicht so schlecht. Frieda trug nämlich das Haar aus ihrer zurückgehenden Stirn straff nach hinten gekämmt, es bäumte sich aber ein widerwilliger, krauser Schopf von ehemaligen Locken direkt in der Mitte über der Stirn auf, dann senkte sich das Haar jäh hinunter und endigte in einem hartgeflochtenen kleinen Zöpflein, das sich im Genick ein paar Mal um sich selber wand, und den grotesken Schopf noch mehr hervorhob. Eitel schien sie nicht, man sah sie auch immer nur in demselben altmodischen Regenmantel und in demselben Federhut mit den sehr dünnen, schwindsüchtigen Federn schnell über den Hof trippeln. In ihrem Gang lag etwas Vogelartiges, etwas von dem Unruhigen und zierlich Scheuen kleiner Vögel. Ähnlich war auch ihr Blick, schnell und ängstlich und wenn sie grüßte, that sie immer einen kleinen Hupf zur Höhe und zur Seite.

Sie wollte wohl auch von Keinem angesprochen werden. Nicht daß sie unfreundlich war, sie grüßte Jeden aus dem Hause höflich, wenn sie Jemanden auf ihren seltenen Gängen begegnete, aber sie wich augenscheinlich einer Anrede aus. Und Niemand von den Frauen — und es waren einige sehr neugierige Weiber unter den Bewohnern — hatte sie anzureden getraut, obwohl sie es recht gern gethan hätten. Die scheue Höflichkeit des Kakadus mußte doch zugleich viel Kälte und Stolz zeigen, daß das Vorderhaus es nicht wagte anzuknüpfen, trotz aller Neugierde. Es ging nämlich die Sage, der Kakadu im Rückgebäude sei eigentlich von Adel, bei den Kutschersleuten, die die Hausmeisterstelle zugleich versahen, war er schon zur „Baronin" avanciert. Besonders als die Möbel beim Einzug, sich zwar als alte, aber dennoch gediegene Herrschaftsmöbel erwiesen, stieg der Kakadu in der Hochachtung des hausmeisterlichen Paares.

Auf der Visitkarte stand freilich nur Frieda Kausnitz, aber der Hausbesitzer begrüßte sie immer mit Nachdruck und laut als „Fräulein von Kausnitz", denn er hielt auf die „Feinheit" seiner Parteien, auch wenn sie im Rückgebäude wohnten.

Viel wußte auch er nicht von ihr, nur daß sie Stickerin war und ihre Arbeiten in eines der ersten Geschäfte lieferte. Ihm hatte sie den Eindruck einer gebildeten Person gemacht, die altmodische Manieren

an sich hatte, wahrscheinlich weil sie nicht mit ihren Kreisen mehr in Berührung kam. Sonst schien sie ihm etwas exaltiert, ungemein schüchtern, aber stolz und abweisend dabei. Er hatte einmal versucht eine zudringliche Frage nach ihrem früheren Leben zu thun, war von ihr aber mit einer zwar zitternden doch ganz verständlichen Bestimmtheit zurückgewiesen worden. Seitdem zuckte er die Achseln, wenn von ihr die Rede war und brummte etwas von überspannten, hysterischen Frauenzimmern. Was ging's ihn an? Eine stille Mieterin war sie jedenfalls. Sie bekam keinen Besuch, that sich alle Arbeit selbst und ging nur aus um ihre Stickereien abzuliefern. Bei ihr, im Rückgebäude wohnte Niemand wie die Hausmeistersleute, in derselben Etage wie sie, aber über dem Stall, während die Wohnung unter der ihrigen leer stand. Weil es so billig war und weil das Haus samt Rückgebäude unter grünen Bäumen lag, in der Vorstadt, hatte der Kakadu da eingemietet.

Vierzehn Tage nachdem Frieda eingezogen, mietete die zwei Zimmer unter ihr ein blutjunger Bildhauer. Er war ganz enthusiasmiert von der freien Lage, dem Blick in's Grüne und auf die blühenden Bäume des Gartens, Hals über Kopf ließ er seinen ganzen Krempel herausschaffen. Viel war's nicht, aber für eine Schlafzimmereinrichtung reichte es und um das vordere Zimmer zum Atelier herauszustaffieren.

Am Abend schon stand er mit roten Backen im Hof, pfiff und sang und starrte den hellgrünen Weidenbaum an, der seine Zweige tief, tief bis auf den Kies senkte. Er hatte an einem alten Filz die Krempe ganz heruntergestülpt, und eine lange Hahnenfeder darauf gesteckt, das Hemd stand offen, er rauchte aus einer kurzen weißen Thonpfeife und sah in all' seiner kräftigen, roten Derbheit aus wie ein Bauer auf einem alten Niederländer. Dem Bengel des Hausherrn, der Frieda Kakadu getauft, kam er höchst verwunderlich vor und er nannte ihn von da ab den „damischen" Bildhauer.

Der Herr Papa wollte nicht hinter dem Sohne zurückbleiben und hieß das Rückgebäude den Raritätenkasten. Zudem war die Hausmeisterin schon vorher von ihm Sylphide benamst worden, — sie sah ungefähr aus wie ein Dickhäuter — und ihr Mann, es war gerade nichts Auffallendes an ihm, als daß er Plattfüße hatte, Sylphiderich.

Das war also der Raritätenkasten, für das ganze Vorderhaus fortan ein Gegenstand der Neugier. Man wartete mit Spannung wie die Dinge zwischen den neuen Mietern sich entwickelten. Es entwickelte sich aber gar Nichts. Der „Damische" grüßte den „Kakadu" und der dankte genau so wie jedem Andern und machte auch den gewohnten Hupf dazu. Im Übrigen besuchte der „Damische" Niemanden im Vorderhaus und auch den Kakadu nicht; die

Sylphide hatte ihm angeboten, daß sie seine Zimmer reinigen wolle und er hatte angenommen. Oben saß der Kakadu und stickte, unten knetete der Damische Lehm und er pfiff und sang den ganzen Tag, während oben Alles ruhig blieb, denn der Kutscher, der Sylphiderich, hatte genug in Haus und Stall und Hof zu thun, die Sylphide aber hatte keinen großen Hang zur Arbeit, sie stierte lieber in eine Ecke, wenn sie in ihrem Zimmer hockte, auch erwartete sie ein Kind.

Wie es nun drüben so ruhig weiterging und gar Nichts sich ereignen wollte, erlahmte das Interesse und der Raritätenkasten kam fast in Vergessenheit.

Eines Nachts nach elf Uhr als Alles schon schlief, saß der Kakadu noch wach und stickte. Das Zimmer war ein niederer Raum mit zwei Fenstern und heller Tapete, altmodisch mit Mahagonimöbeln eingerichtet. Ein paar große Rokokoporträts waren vielleicht von Wert, aber schon etwas zerfressen und die Farbe abgesprungen. Verblichene Daguerreotypen hingen über der Nähmaschine und auf der Kommode standen Porzellanfigürchen und Gläser. Es sah etwas nach dem ausrangierten Kram einer vornehmen Familie aus.

Frieda hatte den Tisch mit der Lampe an's offene Fenster gerückt um frische Luft zu haben. Der Mond war hoch gekommen und sein lichter Schein lag über dem Garten und den Kieseln des Hofes. Der

Wind brachte Düfte von blühenden Bäumen und jungem Laub. Es war ein zitterndes, gleichmäßiges Rauschen in der Luft vom englischen Garten her. Der Kakadu hielt im Arbeiten inne. Die Erinnerung an das Rauschen der Bäume um das Elternhaus, an die Mondnächte im Park kam plötzlich mit dem Wind, der die Vorhänge hob. Da — was war's? Nicht ein Stöhnen? Frieda horchte auf. Nichts, nur das weiche, seidenweiche Raunen der Frühlingsnacht. Von der kleinen Kirche hörte sie die Stunde schlagen. Und dieser harte, kalte, eifrige Ton brachte ihr eine schmerzhafte Unruhe, brachte ihr auf einmal das Gefühl des Alleinsein's, eine Angst vor der Einsamkeit, ein Bangen nach Menschen. War sie's denn noch immer nicht gewöhnt, das Alleinsein? Brauchte sie immer noch die Andern? Es war doch schon lang genug, daß sie's hätte lernen können allein zu sein.

Allein, ganz allein, in der Nacht, sie hatte ja förmlich Furcht auf einmal, jetzt! — da war wieder das Stöhnen. Gewiß, ganz deutlich, dicht unter ihr, wieder und wieder. Ein Kranker? Ein Unglück? Sie rührte sich zuerst nicht vom Platze, zitterte nur, horchte ob Niemand im Haus erwacht sei und käme um zu helfen. Ihr Herz schlug. Herrgott! — plötzlich warf sie die Stickerei weg, die sie noch in der Hand gehalten hatte, nahm die Lampe und rannte zur Thür. Es stöhnte ja fort und fort! Auch auf der

Treppe hörte sie's. Es war unten, ganz gewiß. Gott sei Dank, die Thürklinke gab nach, es war nicht verschlossen. Frieda war gefaßt jetzt, sicher. Sie tastete sich durch's Atelier, durch den unordentlichen Wust von Lehmklumpen, alten Gypsmodellen und hastig weggeworfenen Sachen, denn der Stöhnende lag im anderen Zimmer und die Thür war nur angelehnt. Richtig, zusammengekrümmt hockte der junge Bildhauer zwischen den Bettkissen, eines fest in die Arme gepreßt und den Kopf darauf gedrückt und konnte Nichts herausbringen. Endlich halb von gurgelndem Schluchzen erstickt: „Krämpfe, Herzkrämpfe."

Ob sie etwas thun könne, einen Arzt vielleicht —?

Er schüttelte mit dem Kopf, dort die Tropfen, er habe nimmer herausgekonnt und — so viel, so arg — ah — die Schmerzen! ah — dann ließen sie endlich nach, er streckte sich und schloß die Augen, während Frieda ratlos neben ihm stand. Sollte sie bleiben, oder gehen?

In der Nacht bei dem fremden jungen Menschen, was der wohl von ihr dachte? Sie mußte aber doch bleiben, wenn der Anfall wiederkam. Sie sah sich nach einem Sitz um, und merkte jetzt erst, wie wacklich sie in den Knieen war. Aber da machte er gerade die Augen auf, und augenblicklich stand sie wieder gerade.

„Ich habe Sie droben gehört, und bin darum

gekommen. Kann ich jetzt noch etwas für Sie thun, oder soll ich gehen?

Huller streckte ihr die Hand entgegen. „Dank' Ihnen schön. Weil's nun vorbei ist, Sakra sind das Schmerzen, Sie! Ich bin lahm wie ein alter Gaul, schon lang hat's mich nimmer so an'packt."

Sie schwieg hartnäckig und sah ihn nur hilflos an.

Was war denn mit dem Frauenzimmer! Dieses Geziere! Eine komische Situation allerdings, so in der Nacht; sie verlangte wohl er solle sich ihr in aller Form vorstellen! Eins, zwei, drei aus dem Bett, „mein Name ist Huller!" vielleicht so? Sie sah aus, wie wenn sie darauf wartete. Wie eine Dame, gar nicht wie ein altes Nähmädel.

So sollte sie gehen, zum Donnerwetter, er brauchte sie ja nimmer.

Doch wie er genau zusah, bemerkte er ihre Scheu und ihren ängstlichen Blick.

„Gehen's doch in's Bett, Fräulein," seine Gutmütigkeit drängte ihn dazu, ihr die Hand wieder entgegenzustrecken, ganz treuherzig. Er sah nicht, daß sie brandrot geworden war. „Ich brauch' gewiß Nichts mehr, die Tropfen hab' ich und morgen komm ich zu Ihnen und zeig mich, daß ich ganz auf dem Damm bin. Gelt? Also gut' Nacht!"

Sie gab ihm die Hand und war ganz verwirrt. Sein Hemdärmel stand offen, und fiel weit über den

muskulösen Arm zurück, sie ging schnell mit ihrer Lampe, es war fast wie eine Flucht. Draußen stand der Sylphiderich mit großen, weiten Filzpatschen und lauerte. Beinahe hätte sie die Lampe fallen lassen.

„Der Herr, der Herr Bildhauer, ist krank — passen Sie doch auf, bitte, heute Nacht noch, wenn Sie vielleicht was hören!“

Er sah sie mißtrauisch an. „Ja mei, Freiln' Baronin, unsereins hat an g'sunden Schlaf, aber natirli, wenn i was her, natirli. — Hab' die Ehr' gut' Nacht zu wünschen.“

Damit schlurfte er in seine Wohnung, aus dem engen Gang glotzte mit verschlafenen stieren Augen die Sylphide nach ihr.

Die ganze Nacht lag sie wach und horchte mit ängstlichem Herzen ob der drunten nicht stöhne. Bei jedem Ton schrak sie in die Höhe, es war nicht die Aufregung allein, sie sorgte sich. Sie kannte sich gar nimmer, sie sorgte sich um einen Menschen, einen wildfremden Menschen! Und sie war ihm in's Zimmer gelaufen in der Nacht. Warum hatte sie nur den Kutscher nicht geweckt? War ihr denn der Gedanke nicht gekommen? Und es lag doch so nahe, was er wohl von ihr meinte? Es wurde ihr heiß, wenn sie daran dachte, daß er kommen wollte morgen. Das war vielleicht nur so gesagt. —

Um zehn Uhr am nächsten Morgen kam er aber

wirklich. Nicht im Besuchsanzug, mit dem Hut und verbindlich, nein im gewöhnlichen Jaquet und dem heruntergekrempelten Filz mit der Hahnenfeder, der ihm den Namen des „Damischen" eingetragen hatte.

Sein ganzes derbes, rotes, junges Gesicht strahlte wieder vor Gesundheit und Leben. Wie er die Geschichte einleiten sollte, wußte er aber gar nicht. Alles war so sonderbar hier, sie, die verscheucht hinter ihrer Nähmaschine stand, die altfränkische Einrichtung, die großen Rokokobilder mit ihren runden Augen und hochgewölbten Brauen — der Witz mit dem er sich einführen wollte, blieb ihm im Halse stecken. Er hatte seinen Hut auf den nächstbesten Stuhl werfen wollen, behielt ihn aber in der Hand. Endlich kamen sie zum Sitzen und er zum Reden.

„Ich habe Sie recht erschreckt, Fräulein, heute Nacht. Sehen's da schau ich aus wie's Leben und auf einmal kommt so ein Anfall, ich bin sonst kerngesund, aber am Herzen, da fehlt's halt a wengerl. Und wenn man so ganz allein liegt, macht man sich dumme Gedanken —"

„Aber es ist nicht wieder gekommen?"

„Keine Spur, ich habe geschlafen wie ein Sack."

Jetzt hätte er ruhig gehen können, denn sie hatten sich eigentlich Nichts mehr zu sagen. Aber er blieb und betrachtete sich das Zimmer und zuletzt sie selbst.

Sie schämte sich, daß er sie so lang und aufmerksam anschaute. Gewiß hätte er das nicht gethan, wenn sie nicht so voreilig gewesen wäre und ob er sich einer wirklichen Dame gegenüber, nicht anders benommen hätte?

„Ich hätte heute Nacht den Kutscher wecken sollen, anstatt selbst —"

Er schaute sie ohne Verständnis an.

„Warum? Ich war froh, daß überhaupt Jemand kam. Oder — Sie werden sich doch nicht etwa gar schämen zum Donnerwetter? Das wär' eine Gaudie!" Er lachte aus vollem Halse.

„Ich meine ja nur. Die Andern — ob es sich schickt!"

Er ganz verdutzt: „Schickt!" — die Andern! — Da dürfte ich ja auch gar nicht zu Ihnen kommen. Na erlauben Sie, das schickt sich wohl auch nicht? Die alten verdammten Geschichten! Sie sind doch nicht auch so? Ich will's nicht hoffen. Die Andern! Was kümmere ich mich um die!"

„Ich habe mich eben lange, lange Zeit in meinem Leben nur um die Andern kümmern müssen!"

„Ich hätt's auch thun sollen eigentlich, aber ich dank' dafür. Um mich kümmere ich mich, Teufel nochmal, zu erst komm' ich, und immer ich, ich scheer' mich um mich

und nicht um die andere Bande. Ich und meine Freiheit, sonst giebt's für mich Nichts. Gar Nichts. Frei, ganz frei, als Künstler frei, als Mensch frei. Sie leben doch auch allein, und können thun was Sie wollen, was machen Sie sich's so schwer?"

„Sie haben wohl keine Eltern mehr?"

„Nein, sind schon lang todt. Hätten auch nicht viel Freud' an mir gehabt so ein paar ächte, eigenwillige Bauernköpfe.

„Und ihre Geschwister?"

„Wollen Nichts von mir wissen und ich Nichts von Ihnen. Was Geschwister! Die mit gleicher Seele sind meine Geschwister, eine andere Verwandtschaft kenn' ich nicht. Altes, überlebtes Zeug." Er machte eine verächtliche Handbewegung. „Wär' mir auch die rechte Freiheit! Glauben Sie, daß ich das nicht kenne von früher? „Schon wieder eine neue Hose, Fritz, ja was denkst denn du? — oder ah! ah! ich hab' dich mit einem Mädel gesehen, jawohl, läugne es nur nicht, aah — du!" und dabei machte er genau den zänkischnörgelnden Ton kleinlicher Weiber nach. „Oder die Auflage „Bildhauer willst du werden, so ein Hungerleider, dein bisl Gerstl durchbringen und uns dann übern Hals kommen? Lern was G'scheidt's, kannst überallhin heiraten, kriegst eine mit Geld! Ob ich das nicht kenne? Protz, Protz — und das soll ich

Geschwister nennen? Schämen thät' ich mich. Das ist ab, ab ist's sag' ich." Dabei rannte er im Zimmer hin und her, daß der Boden schütterte, weil er ein schwerer, plumper Kerl war, und konnte sich nicht beruhigen zuletzt schwenkte er seinen Filz und ging.

Eine schöne Bescherung so zu quatschen vor der fremden Person! Das kam nur von dem verfluchten Anfall. Wenn er so elend daran war, packte ihn immer die feige Sentimentalität, dies Heimverlangen und danach mußte er sich darüber zu Tode ärgern und schämen.

„Pfui Teufel!" sagte er als er draußen war ganz laut und spuckte aus. Im Augenblick fiel's ihm aber ein, daß sie's falsch auslegen könnte und er klopfte noch einmal an und stürzte gleich in's Zimmer mit dem Hut auf dem Kopfe und schrie:

„Also ich dank' fein' nochmal schön, Fräulein, beinahe hätt ich's vergessen, und ich komm' wieder umschauen wie's Ihnen geht, Ihnen die Flausen vertreiben. Mahlzeit!"

Dann polterte er die Treppe hinunter und brummte noch immer in sich hinein: „Wenn der Mensch krank ist, ist er unzurechnungsfähig, sag' ich, feig ist er, kuscht sich, für Nichts kann er verantwortlich gemacht werden, für gar Nichts, für gar, — gar — Nichts, verleugnet sich selbst" — schließlich fing er an zu pfeifen und stieß die

halboffene Ateliertühre mit dem Fuß auf, beide Hände in den Hosentaschen. —

„Das ist ab, — ab ist's sag ich."

Frieda setzte sich und wiederholte sich seine Worte. Das war etwas Neues, so hatte sie nie gedacht, nie.

Die Eltern, die Verwandten, die Familie. Die Familie! Sie hatte sonst Nichts gehabt woran sie sich klammern konnte, wie die Hoffnung, wieder einmal zurück zu ihnen dürfen. Sie hatten ihr Fußtritte gegeben, jawohl, aber sie hatte es verdient, sie waren im Recht. „Du hast dir's selbst verscherzt, du hast dir's selbst angethan, schlafe nur wie du dich gebettet hast, für uns existierst du nicht mehr." Das waren die Abschiedsworte der „Familie" vor sechs Jahren. Und heute sehnte sie sich noch nach ihnen, hatte in Briefen gebettelt, daß sie sie wieder aufnehmen möchten, hatte auf Antwort gewartet mit aller Sehnsucht? Nur ein paar Worte: „Komm zurück." Sie hatte ja keinen Menschen. Nach wem, nach was sollte sie sich sehnen?

War es denn nicht das Recht ihrer Verwandten, sie hatte doch gefehlt? Aber auch gelitten, schwer gelitten weiß Gott, daß das wohl aufgewogen war! Hatten die ein Recht sie so zu behandeln? — Den ganzen Tag gingen ihr die Reden Hullers nicht aus dem Kopf, sie legte sich Alles zurecht, wurde erbittert, trotzte, aber zuletzt kam ihr doch wieder die Sehnsucht

und sie schluchzte: „nur Jemanden haben, den man gern hat, der einem was zu Liebe thut, nur Jemanden —“

Am Nachmittag wollte Huller grüßend am Hausherrn vorübergehen. Doch der stellte ihn:

„Sagen Sie, waren Sie heute Nacht wirklich schwer krank?“

„Schwer krank? Einen kleinen Anfall.“

„Und da war der Kakadu gleich hilfsbereit?“

„Gleich weiß ich nicht, ich war ganz außer mir vor Schmerz, aber hilfsbereit, ja, das Fräulein war sehr gut.“

„Meine Frau sah das Licht oben und dann unten bei Ihnen, und zuletzt wieder oben; na bei der hat's keine Gefahr,“ meinte der Hausherr, mit den Augen zwinkernd.

„Wieso Gefahr?“ fragte Huller gereizt.

„Wenn man so häßlich und so alt ist —“

„Sie ist aber gar nicht häßlich, hat viel Feines in den Linien, alt? nein, sie kann nicht alt sein, nur vergrämt ist sie.“

„Nicht alt, — nicht häßlich? — Aber erlauben Sie mein Lieber! — Ich verstehe mich doch auch auf Frauenschönheit und Sie als Künstler!“ — er zuckte die Achseln und Huller auch.

„Arme, halbverhungerte Adlige.“

„Ja, etwas Aristokratisches hat sie," entgegnete Huller eigensinnig. —

Seit der Zeit hieß der Hausherr Frieda den schönen Kakadu und seine Meinung von der Kunst des jungen Bildhauers fiel rapid. Er war wirklich nur der „Damische".

Huller wurde jetzt erst recht bestärkt mit Frieda zu verkehren. Es freute ihn die Andern zu ärgern. „Zorn über Philisteria" sagte er lachend, wenn er bei ihr am Fenster saß und drüben huschten Köpfe hinter den Gardinen. Dann war es auch so bequem von der Arbeit wegzuspringen und zu ihr hinauf, auf eine Tasse Thee. Sicherlich reizte ihn auch das Geheimnißvolle, Scheue, die Zurückhaltung in Friedas Charakter und zugleich ihr Stolz. Man kam gar nicht dahinter was mit ihr los sei. Wenn er einmal eine Frage versuchte, war sie gleich abweisend, wenn auch in aller Scheu, daß er sich Tage lang nicht getraute zu ihr zu gehen.

„Ich bin ja ein Tölpel, Fräulein, sehen's, ich thu's nicht aus Neugierde, wenn ich Sie frage! Sie dauern mich, und Sie sind g'rad so allein wie ich, ich kenn' das, ganz gewiß, ich mein's nicht bös, es rumpelt halt so raus."

„Oh, ich bin nicht böse, ich war gegen Sie viel taktloser, habe Sie das erstemal gleich nach Ihren Eltern gefragt —"

„Taktlos! — Herrgott! Mit so was können Sie mir nicht weh thun. Nur meine Kunst, Sapra, da bin ich empfindlich, da greift mich leicht Einer falsch an."

Nach und nach wurde es ein ganz komisches Verhältnis zwischen den Beiden. Sie war ihm gegenüber die Jüngere, Schüchterne, die, die belehrt wurde, die keine Erfahrung hatte.

„Ich weiß das besser, ich kenne das Leben, ich seh mit hellen Augen drein, Sie wissen gar Nichts, Sie sind befangen, verschüchtert, voller Vorurteile, aber wir wollen's schon machen, ja, ja, ich krieg' Sie frei."

Und dabei rieb er sich die Hände vor Vergnügen. Und in Alles steckte er seine Nase. Ihre Stickereien, ihre Haushaltung, ihre Einrichtung, ihre Bücher.

„Sie lesen schauderhaften Schund, da muß ich was Gescheidt's bringen."

Da saß er nun stundenlang, trank Thee und las ihr vor. Tolstoi und Nietzsche, was ihm gerade in die Hand kam.

Einmal sagte er zu ihr: „Fräulein Frieda, warum ziehen Sie sich eigentlich so altmodisch an und verunstalten sich so? Die Leute —"

„Nennen mich den Kakadu, meinen Sie?"

„Nein, das meinte ich nicht, aber, wissen Sie das?" fuhr es ihm heraus.

„Ja der Bursch da, von drüben, der Sohn des Herrn Lehnert, hat es mir ein paarmal nachgerufen."

„Thut's Ihnen weh?"

„Es sollte wohl nicht, ich bin nicht verwöhnt, aber — — nun gut, ich denke für mich ist Alles gut genug, ich habe die alten Sachen noch und wenn man, wie ich, schon dreißig ist, braucht man sich und Andern nicht zu gefallen."

„Unsinn, man hat die Verpflichtung immer so schön als möglich auszusehen, seiner Mitmenschen wegen und besonders wenn die Mitmenschen Künstler sind."

Er hatte zu lachen angefangen und sie dabei unverwandt angesehen.

„Sehen sie z. B. Ihre greuliche Haarfrisur" schon war er aufgesprungen, zu ihr hin und wollte ohne Umstände anfangen ihr die Haarnadeln aus dem kleinen Zöpfchen zu ziehen.

Da sprang auch Frieda auf und es war das erstemal, daß er sie fest und zornig sah. —

„Ich bin kein Modell."

Ihre grauen Augen waren aufgerissen, der Mund offen. Zum erstenmale kam ihm das Gefühl, daß er ihr als Mann gegenüberstand und er schämte sich, daß er sie oft unzart behandelt hatte.

„Net bös sein!“ sagte er bittend wie ein Kind und blieb vor ihr stehen bis sie wieder freundlicher war.

„Ich wollte nicht frech sein, gewiß nicht, ich kann nur die Frisur nicht sehen, weil sie das Feine ihrer Linien verdirbt.“

„Ich verspreche Ihnen, daß ich mir Mühe geben will anständig auszusehen aus Scheu vor der Kunst, wegen mir gewiß nicht —“

Frieda schlief unruhig in der Nacht. Sie war lange noch wach gesessen ohne zu arbeiten und hatte mit Eifer darüber nachgedacht wie sie ihre Frisur wohl verändern könne und sich anziehen solle. Hell hatte ihr früher sehr gut gestanden — sie ertappte sich, daß sie angelegentlich in den Spiegel schaute und eine breite weiße Spitze um den Hals legte. Sie, Frieda, die Alte, die Armselige, Traurige! Und sie schaute sich an im Spiegel und lächelte mit einem vagen Lächeln, das nicht ihr und der weißen Spitze galt. Am nächsten Tage hatte sich das harte, starre Zöpflein in einen weichen lockeren Knoten verwandelt und der saß nicht mehr tief unten in der Halsgrube, sondern am Hinterkopf und ein paar kleine Locken krausten sich an den Schläfen. Nur der Schopf ließ sich nicht bändigen, wirr und widerspenstig stand er in der Mitte über der Stirn, aber da es nicht mehr so steil zum Nacken abfiel, sah es nicht so übel aus.

Der alte, dunkle Regenmantel wurde abgedankt und das Haus sah erstaunt den Kakadu in einem hellen Frühjahrsjaquet, einem gelben Kleid und einem Blumenhut über den Hof gehen. Noch eiliger wie sonst, schien es. Frau Lehnert schüttelte bedenklich den Kopf, aber ihr Mann, weil er auf den Glanz des Hauses hielt, meinte: „es sieht besser aus, wenn sie auch im Hinterhaus wohnt."

Huller war ganz glücklich als er Frieda so verändert sah. Er drehte sie nach allen Seiten uud klatschte in die Hände: „Sehen's wie's aussehen können, schön und jung, für vierundzwanzig kann man Sie halten, aber g'wiß, Thatsach', keine Lüg. — Nein, so eine Veränderung! Sie g'fallen mir, keine Falten ziehen, ich mein's nicht schlimm, wie mein Kamerad maskiert war an den Carneval, hab' ich mich g'rad' so gefreut."

Weil der Tag gar so schön war schlug er ihr vor zusammen spazieren zu gehen, blau zu machen. Er habe eben eine Konkurrenzarbeit „zusammeng'schmiß'n weil's doch d e r kriegt, der's kriegen soll", und habe gar keine Lust, heute was Neues anzufangen „also los?"

Ja, sie war einverstanden. „Aber auch etwas kultivierter", sie deutete lächelnd auf seinen zerdrückten Filz, etwas linkisch über ihre Neckerei, wie ein junges Mädel. —

„Natürlich seinen schönsten. —"

Sein Enthusiasmus machte sie schon ein bischen bitter. In ihren alten Kleidern hätte er sie nie zu einem Spaziergang aufgefordert. Einmal war er ihr mit seinen Kameraden begegnet und es schien ihr, als habe er recht kurz und flüchtig gegrüßt. Möglich, daß sie sich täuschte, sie war so empfindlich —

Es war ihr sehr lieb, daß sie heute länger zusammen sein konnten, sie hatte etwas mit ihm zu besprechen, schon viele Nächte ging's ihr im Kopf herum.

Sie saßen auf einer Bank im englischen Garten und sahen über eine Lichtung mit junggrünem Rasen auf dunkle Tannen, der blaue Himmel stand drüber und leichtflockige Wölkchen. Die Luft war gesättigt mit dem schweren Geruch junger Pflanzen und ruhte. In der Ferne rasselte ein Wagen, sonst war's ganz still, noch früh am Mittag. Sie waren zuerst in fauler und behaglicher Stimmung, daß sie gar nicht reden wollten. Endlich fing sie doch an, zögernd zuerst. Sie konnte nimmer allein sein. Es ging nicht, daß sie so weiter lebte. Das hatte sie wohl all die Jahre gequält, die Einsamkeit, sie war nicht geschaffen nur für sich zu leben. Und nun drückte sie's schon ein paar Tage und sie konnte zu keinem Entschluß kommen. Er müsse raten. Die Hausfrau, bei der sie früher wohnte, draußen in der Au, hatte eine hübsche, junge Tochter, wirklich ein prachtvolles Mädel, und sie hatte sie gern.

Nur die Mutter! Absolut wollte sie das Mädel schlecht machen und die hatte sich nun zu wehren und zu wehren Tag für Tag. Damals schon versprach sie dem Mädel etwas für sie zu thun, sie hatte ja ein kleines Vermögen neben ihrem Verdienst, und konnte ja ein wenig helfen. Aber noch hatte sie Nichts gethan und nun ließ sie der Gedanke an das Kind nicht los.

„Sie ist so hübsch, oh so hübsch und lieb, und gerade weil ich glaube, daß sie ein klein wenig Hang zum Leichtsinn hat, wie wärs, wenn ich sie zu mir nehmen würde?“

„Zu Ihnen? — Weiß denn die Mutter darum?“

„Nein das ist's eben. Ich habe es dem Mädel versprochen und habe der Mutter Nichts gesagt. Nun mache ich mir ein Gewissen daraus, ob ich ein Recht hatte, das dem Kinde zu versprechen.“

„Ach was! Gewissen, Recht! Die Hauptsache ist, ob Sie sie haben können, ob sie nicht zuviel Last ist für Sie. Und Sie kennen die Leute so wenig. Ob Sie nicht eingehen mit Ihrer Gutmütigkeit? Wer weiß was das für eine Gesellschaft ist!“

„Nein, nein, das Resl ist gut, gewiß. Wenn ich auch nur kurz dort wohnte, so viel kenn' ich. Und ich muß Jemanden haben, lachen Sie nicht, ich muß. Das Resl ist auch nur zum Frühstück und Abendbrod

bei mir, so weit langt es, das Bett habe ich ja, und dann endlich auch einen Menschen um mich."

„Das Mädel weiß darum, daß Sie sie zu sich nehmen wollen?"

„Nein, keine Spur, nur daß ich etwas thun will, sie muß von der Mutter weg. Unter Tag ist sie ja im Geschäft bei Berger, dem großen Modenwaren-magazin, sie näht dort, und Abends hätte ich sie dann, und sie wäre gewiß froh, sie hat mich sehr gern."

„Na so probieren Sie's halt. Fortschicken können Sie sie ja immer, Sie wollen es einmal, gut."

„Aber die Alte?"

„Kriegen Sie rum, sicher. Gehen sie nur hin, oder wissen Sie was, gehen wir heute hin, wir Zwei, ja?"

„Daran habe ich gedacht, schon die ganze Zeit, traute mich aber nicht — Ich habe mehr Courage, wenn Sie dabei sind."

Er war ganz enthusiasmiert plötzlich. „Vielleicht wird das ganz famos, wenn wir einen kleinen Kameraden haben —"

„Die ist nicht klein," lachte Frieda, „beinahe so groß wie Sie, obwohl sie kaum achtzehn sein wird."

„Also kommen Sie, kommen Sie."

Den ganzen Weg mußte sie von ihr erzählen und sie wurden ganz fröhlich, Frieda war sogar übermütig.

Man konnte doch noch glücklich sein, also! Sich freuen! Der Frühling und die Sonne waren wieder schön, sie freute sich an ihren neuen Kleidern, sie freute sich mit ihm zu gehen —

„Sie sind ein ganz anderer Mensch Frieda, seit Sie die neuen Kleider angezogen haben.“

„Nein Sie haben mir neue Kleider angezogen.“

„Unsinn! Glauben Sie doch das nicht. Sie haben höchstens die Augen zugemacht und in sich gesehen, jetzt machen Sie sie auf, das heißt, so halb und halb, nicht Frieda?“ Er schaute sie freundlich lachend an.

Sie nickte. „Wenn Sie nur wüßten wie ich erzogen worden bin!“ Nun fing sie zu erzählen an. Das kam halb gedrängt und halb widerwillig, und doch konnte sie ohne die sonstige furchtbare Erregung und ohne die große Bitterkeit daran denken.

Sie war das einzige Kind eines adligen Offiziers. Ihre Eltern waren ganz früh gestorben und hatten ihr nur ein kleines Vermögen hinterlassen. Nun wurde sie im Hause ihres Onkels mit gleichaltrigen Cousinen zusammen erzogen. Eine adlige Familie auf dem Lande, mit allen Vorurteilen, allem Stolze, allen Engherzigkeiten ihres Standes und einer Frömmigkeit, die nur von der ihrer Gouvernante übertroffen wurde. Und das waren ihre einzigen Verwandten, sie hatte

nirgendwo Einen, der sich um sie bekümmerte. Ihrer Auffassung nach thaten sie auch Alles für sie, brachten ihr sogar Opfer. Davon sprach ihr der Pfarrer, davon sprach die Erzieherin. „Dank, Dank und Dankbarkeit, Ergebenheit und Demut“, das waren die Schlagworte ihrer Erziehung. Nie im Leben konnte sie's je wieder gut machen. Die drei Cousinen lagen ihr immer in den Ohren mit ihrem ewigen: „Pa und Ma thun Alles für dich.“ Sie war ganz erdrückt davon, daß sie überhaupt existierte, sie fühlte sich wie im Gefängniß. Ein paar Mal schlug aber der Freiheitsdrang heimlich aus. Sie brannte durch zu den Dorfkindern, schrie und spielte und tollte mit denen, bis zum Abend, dann schlich sie mit glühenden Backen heim. Natürlich wurde die undankbare Creatur entdeckt. Sie mußte wohl sehr verworfen sein, daß sie so lohnte. Sie redeten es ihr ein und zuletzt glaubte sie es selbst. Es kamen noch ein paar solche Extravaganzen vor, aber sie waren immer von stürmischen, überzeugten Reueausbrüchen gefolgt. Sie hatte ja nur die Verwandten und mit der Zeit kriegten sie sie schon klein. Von der Welt sah sie nur die kleine Garnisonstadt und die selten genug, da sie drei Stunden weit entfernt lag, und ein paar der jungen Offiziere, die das Schloß hie und da mit ihren Besuchen bedachten, besonders als sie und die Cousinen erwachsen waren.

Aus Dankbarkeit hielt sie sich im Hintergrund, eigentlich hatte sie auch im Allgemeinen kein Interesse an den jungen Herrn. Sie saß lieber droben in ihrem Zimmer und las. Und da droben in ihrem engen Mädchenzimmer unter den Büchern, da kam ihr manchmal die Lebenslust, da kam das Verlangen zu genießen, zu sehen, das Verlangen nach Menschen, die sie lieben konnte, denn wenn sie sich noch so viel Vorwürfe machte, sie konnte ihre „Familie" nicht gern haben.

„Ich war dreiundzwanzig Jahre alt geworden als ein sehr reicher Gutsbesitzer um mich anhielt, zu meinem Erstaunen. Die Tante und die Cousinen zischten vor Wut, aber der Onkel als praktischer Rechner wollte es.

„Hier ist eine Gelegenheit deine Dankbarkeit zu zeigen, hier kannst du den Deinen deine Schuld abtragen" näselte der alte Pfarrer. „Du mußt" erklärte kategorisch der Onkel, ich kann mir's ja denken, daß ich zu viel war, er hatte selbst kein großes Vermögen.

Ich weigerte mich aber, trotzdem ich einen braven und guten Mann bekommen hätte. Ich konnte nicht und das sagte ich dem Onkel ganz fest und einfach.

„Sie hatten einen Andern gern Frieda?"

„Ja, heimlich; einen der jungen Offiziere, er

kam oft geritten, wenn die andern fort waren.“ Sie hatte sich in eine zitternde Aufregung hineingeredet. Plötzlich wurde es ihr bewußt. Sie schaute auf und als sie seinen Augen begegnete gab's ihr einen Riß. Dem jungen Menschen wollte sie ihre Vergangenheit erzählen, mit ihm teilen, was sie noch mit Keinem geteilt? Sie hatte sich nur frei reden wollen, Alles runter vom Herzen, schämte sie sich denn nicht? Er war ihr doch ein Fremder.

Sie war froh, daß er so viel Takt hatte nicht weiter zu fragen, als sie schwieg.

„Dort ist schon das Haus.“ Sie zeigte auf ein hohes enges Haus, das mit der Front gegen Norden lag und feucht und grau aussah. Auch die Straße war ohne Sonne, kalt und düster. Alles Glücksgefühl war in Frieda weg, der ganze sonnige, heitere Nachmittag ausgelöscht. Es blieb nur etwas Herbes, Trübes. Dies dumme Ausgraben ihres früheren Lebens und auf dem Grund blieb das sitzen, was nie wegzubringen war, was sie peinigte, was sie elend und ohne Heimat machte. Wollte sie das dem jungen Kerl wohl auch noch verraten? Was ging sie denn der an? Als er fragte, ob er mit hinauf solle, wies sie ihn barsch zurück. Sie käme gleich wieder, er solle nur auf sie warten. Im Grund, was war das auch mit dem Resl? Was hatte sie sich

darum zu bekümmern? Am Ende verbrannte sie sich nur die Finger. Doch wie das „Resl" — sie konnte nie Reserl sagen — gar so glücklich war als sie kam und ihr beinahe um den Hals gefallen wäre, war sie zufriedener.

Und „oh der schöne Hut und das feine Jaquet, ganz der moderne Schnitt, wie mir's schneiden und wer wartet denn da drunten? Ein junger Herr?"

Die Alte knurrte und zeterte lange, doch da es nur für eine Woche vor der Hand sein sollte gab sie nach. Ohne Frieda Adieu zu sagen schlurfte sie gleich wieder aus dem Zimmer. Reserl begleitete Frieda bis unter die Hausthüre, dort blieb sie noch eine Zeit lang stehen mit ihr, während Huller langsam näher kam.

Übermorgen konnte sie schon draußen sein bei Frieda, in Schwabing da war Samstag und wurde früher geschlossen und sie freute sich schon so und hatte ihr viel, viel zu sagen. Huller war ganz frappiert von der Erscheinung Resls. Ein großes blondes Mädchen mit unglaublich zartem Colorit. Wie ein Blütenblatt sah ihre Wange aus und die ganze Haut schien die Feuchte und Kühle eines Blütenblattes auszuströmen. Fast zu zart zu den ausgeprägten üppigen Formen. Die Augen waren groß mit langen, dunklen Wimpern, meist gesenkt. Ein klein wenig List lag

wohl in den Winkeln und genug Brutalität in dem großen intensiv roten Munde, überlegte sich Huller. Lebenskräftig, genußsüchtig, begehrlich, aber noch unwissend kalkulierte er, als er grüßend näher trat. In dem Augenblicke sagte Reserl auch schon Adieu, freilich nicht ohne ihn noch angesehen zu haben. Und wie hatte sie ihn angeschaut! Er machte in Gedanken ein Fragezeichen hinter das unwissend.

„Nun?“ fragte er gespannt.

„Sie kommt.“

„Ein reizendes Ding.“

„Habe ich's Ihnen nicht schon gesagt? Und noch so kindlich!“

„Verliert sich, Fräulein Frieda, die sieht nicht danach aus als wenn — —! verzeihen Sie, ich will Sie nicht kränken und kein Unglücksrabe sein. Ich meine, Sie kennen das Mädel nicht und Sie werden noch Geschichten kriegen mit ihr.“

„Mit der nicht, gewiß nicht, beruhigen Sie sich.“

Huller zuckte die Achseln und schwieg.

„Wann kommt sie?“

„Nächsten Samstag schon.“

„Da wollen wir ein bisl lustig sein, ein bisl Empfang feiern, Sie brauchens. Sie werden auch fröhlicher werden, wenn Sie ein junges Geschöpf um sich haben, gewiß und das ist gut, also feiern wir? Ja? —

Und dann werfen Sie all den alten Krempel fort, das ist aus, vorbei. Schütten's zu, die ganze Grub'n und dann sind Sie frei, dann können Sie wieder leben."

Aber sein Übermut und seine Heiterkeit konnten sie nicht anstecken. Sie war müde und wollte nach Hause fahren. Die Pferdebahn war gedrückt voll und sie blieben getrennt. Auch auf dem kurzen Nachhauseweg kamen sie zu keinem Gespräch. Frieda blieb verstimmt und traurig.

Unter der Hausthüre blieb Huller stehen. Militärisch, gerade. „Eins, — zwei, — drei! Kopf in die Höhe, Frieda! Vielleicht zieht jetzt die Freude ein. Wir brauchens, Sie schon und ich auch, denn mit der Kunst! — Sie machen mir auch keine, wenn Sie immer in den alten Geschichten herumwühlen. Ich kann Sie nicht frei machen, von Innen heraus muß es kommen" — und in einem plötzlichen warmen Antriebe bückte er sich und küßte ihre Hand, von der sie schon den Handschuh gezogen.

„Sie verdienen es, Sie Gute."

Frieda zitterte als sie die Treppe hinaufsprang. Droben mußte sie sich gleich setzen. Das Gesicht in die Hände gedrückt, blieb sie lange unbeweglich. Dann kam ein Schauer über sie, die Achseln zuckten, die Brust hob sich und dicke Thränen fielen zwischen ihren Fingern durch. Sie wußte nicht was sie so traurig machte.

Es war nicht die Erinnerung an ihre Jugend, nicht die Vergangenheit, nicht ihre Sehnsucht, es war die Liebe.

Am Samstag kam das „Resl" wirklich. Schon vor sechs stand Huller auf der Lauer wegen der Hunde. Vielleicht hätte sie sich nicht hereingetraut, denn es stand groß angeschrieben: „Vor den Hunden wird gewarnt." Aber das fiel dem Resl nicht ein. Sie kam in einem Fiaker, mit einem ziemlich großen Handkoffer und den nahm ihr Huller gleich beim Eingang ab. Sie machte Furore im Haus. Natürlich hatte sie sich möglichst schön gemacht und sah wirklich elegant aus. Man war nicht umsonst bei Weidner. Die feine Toilette und der Fiaker verstimmten Frieda etwas, auch die neugierigen Augen ringsum. Das Resl konnte aber so herzlich danken und so schüchtern und bescheiden sein, daß sie nicht bös bleiben konnte. Zum Anbeißen sah das Mädel aus mit der Apfelblütenhaut und den vollen roten Lippen, die ordentlich gespannt und prall waren. Huller mußte sie immer wieder ansehen, wie er so hinter den Zweien dreinstolperte. Der Koffer war schwer und er wollte doch mitkommen. Für das Haus ein großes Gaudium, daß sich der „Damische" so abzappelte. Aber er gab nicht nach. Immer hinterdrein. Ja etwas reif waren ihre Formen freilich für ein junges

Ding, wie eine junge Frau sah sie eher aus, der Nacken war voll und kurz.

Na, na die gute Frieda, wenn sie sich nur nicht verrechnete in ihrer Güte, denn kokettieren konnte das Mädel, daß es nur so eine Art hatte.

Freilich im Verlauf des Abends verging der Eindruck wieder.

Resl hatte sich umgezogen und kam in einer ganz einfachen Blouse und einem weißen Schürzchen. War sie vorher eine Dame gewesen, so sah sie jetzt entzückend aus mit ihren etwas trägen, müden Kinderbewegungen und mit ihrer Unbeholfenheit in häuslichen Dingen.

„Ich möcht' gern helfen, Fräulein von Kausnitz, aber ich bring's nicht z'samm, Sie wissen ja, d'Mutter hat mich nicht lassen. Wenn ich was unrecht mach, sagen Sie's halt, ich bitt' gar schön."

„Aber Kind Du machst Alles so nett!"

Frieda brachte es nicht über's Herz ihr zu sagen, daß sie in hohem Grade linkisch war und ihr nur im Wege herum stand. Und wie bemühte sich das Resl hochdeutsch zu reden, sie hatte ja sonst ein ganz gräuliches Münchnerisch gesprochen. Das that sie ihr zu lieb, sie wußte, daß sie es nicht leiden konnte.

Heute hatte Frieda schon den ganzen Tag nach-

gedacht, wie sie es wohl einrichten könnte, daß Huller nimmer so kam, wenn das Resl da war. Es war Nichts für das Mädel. Er wollte gewiß noch viel öfter kommen, auch des Abends und das Haus, das sich allmählich an ihre Kameradschaft gewöhnt hatte, wurde wieder aufgeregt, es gab Klatschereien. Sie mußte wohl mit ihm darüber reden. Sie war ja auch verantwortlich für das junge Mädchen, das war ja fast noch ein Kind, und mußte bemuttert werden. Das war etwas ganz Anderes Huller und die Kleine und Huller und sie. Sie wurde ja von ihm bemuttert. Auch heute Abend wieder. Er richtete den Theetisch, er kochte Thee, er war voll Fürsorge und ließ sie gar Nichts thun und das Resl half getreulich mit.

„Wenn Sie aber das Resl so anlernen mich zu verziehen?"

„Ja das Fräulein muß mit helfen. In Allem. Auch daß Sie wieder lustig werden. So wie wir Zwei. Wir sind frohe Menschen, wir scheren uns den Kuckuck um die Andern, wir sind frei! Geltens, Fräulein? Ich sah's Ihnen an der Nase an, daß Sie sich auch Nichts aus den umgebenden Kaffern machen. Dös versteht's net, da schaugt's grad, as Reserl! Aber sein dhuat's doch a so. Macht nix. Auf's Wissen kommt's net an, nur auf d'Praxis.

Ja so, Fräulein Frieda, verzeihen's, ich will nimmer

so gar arg Münchnerisch plauschen, sind's nur nicht bös. Schimpfen's nur." —

Und er bot ihr knieend eine Tasse Thee an.

„Ich will nämlich nur Fräulein Resi zeigen, wie sie Sie behandeln muß. Wenn das gethan ist, lassen wir uns von der blühenden Jugend bedienen. Wir Alten setzen uns zur Ruhe."

„Recht is! Dann derf ich den Herrn Eltern vielleicht a Bier hol'n? Ich hab' selber arg Durscht, nämlich."

„Aber Fräulein Resi, Sie wissen da heraußen noch Nichts, ich hol' das Bier."

„O ich find' das Wirtshaus, ich hol's Bier."

„Nein ich."

„Wo ist der Krug?"

„Werd' mich hüten es Ihnen zu verraten. Ich will's holen."

Zuletzt gingen sie miteinander. Auf der Stiege schon sprach Huller ihr sein Wohlgefallen aus, auf dem Hof hieß er sie kurzweg Resi und im Zurückgehen bat er das „schöne Mäderl" ob sie ihn nicht ein wenig gern haben könnte. Resl erwiderte Nichts, gar Nichts. Er wußte nicht wie er daran war. War es Zorn, hatte er sich vergriffen und sie war gekränkt? —

Auf der Stiege ging sie voraus und er nahm sie um die Taille.

„Bist mir bös?"

Sie schlug nach ihm. Ganz leicht nur. „Sie!“ Es klang vorwurfsvoll, aber gar nicht recht zornig. Er dachte sich ihr Gesichterl dazu, die zusammengezogenen Augenbrauen, die halb drohend aufgeworfenen Lippen.

„Gelt Du möchst lieber an Kuß?!“ flüsterte er und suchte sie aufzuhalten, doch sie sprang schnell die letzten Treppenstufen hinauf:

„Schaf!“ raunte sie ihm leise zu, als er halb verwirrt die Thüre öffnete und er sah, daß sie ihn auslachte. Drinnen war sie wieder wie zuerst. Schüchtern, bescheiden, hochdeutsch. Huller war voll Verwunderung wie schnell sie sich zurechtfand. Er hatte viel Mühe und das „Fräulein“ blieb ihm immer im Hals stecken. Nach und nach ging's, aber ein unangenehmes Gefühl Frieda gegenüber wurde er nicht los. Erst als sie noch Wein tranken, kam ihm die Stimmung, vergaß er. Und er erzählte von allen Möglichen, von der Akademie, von seinen Freunden, von seinen Arbeiten.

„Mein Atelier müssen's sehen, Fräulein Resi!“

„Aber ich versteh' Nichts.“

„Sie mögen halt nicht.“

„Ich mag schon, wenn Fräulein von Kausnitz mitgeht.“

Huller biß sich auf die Lippen. Er war wieder

schön tölpelhaft gewesen. War ihm doch nie eingefallen Frieda zu bitten. Sie schien auch verstimmt, obwohl sie anscheinend heiter erwiderte: „Ja, liebes Kind, mich hat Herr Huller nicht eingeladen.“

„Aber“ — das Resl riß die Augen weit auf, schaute ihn an mit einem kleinen Verziehen des Mundwinkels nach abwärts und er konnte es sehr wohl verstehen — „Schaf!“

„Sehen Sie, Fräulein Frieda, ich bin halt ein Bauer. Mir ist nie eingefallen Sie zu bitten, weil es selbstverständlich war, daß Sie kommen konnten, wann Sie wollten. Ich hab' halt keine Manieren. Wir dürften getrost einen Packt schließen. Sie erziehen mir Einiges an und ich erziehe Ihnen Einiges ab. Übrigens haben Sie mein Atelier schon gesehen. Ich hatte die Ehre bei Nacht“ — „Herr Huller!“ Frieda war blutrot geworden und traute sich das Resl gar nicht anzuschauen.

„Verzeihen Sie! Ich glaube ich habe zu viel Wein getrunken, es ist besser ich gehe jetzt. Nur müssen Sie mir sagen, daß Sie mir nicht bös sind, ich bin zwar wirr im Kopf, aber es ist mir doch, als hätte ich Ihnen etwas abzubitten.“

Während Resi Licht holte um ihm zu leuchten, blieb er vor Frieda stehen, schuldbewußt. Er schämte

sich vor ihr, er kam sich erbärmlich vor, er war's und das Resl auch; sie war doch von einer anderen Rasse, nobel, eigentlich ihnen gänzlich überlegen. Und er bettelte förmlich: „Ich kann nicht gehen bis Sie mir sagen, daß Sie mir nicht bös sind, zanken Sie, schimpfen Sie, nur sind Sie nicht bös."

„Ich bin's ja nicht."

Er bückte sich über ihre Hand, drückte sie fest an die Lippen, sah ihr nochmal in die Augen, erstaunt, daß sie voll Thränen standen, schüttelte ein klein wenig den Kopf und strich beruhigend, liebkosend über ihre Hand: „Lieb sein, gut sein!" Er war nicht ganz sicher beim Hinuntergehen. Das Resl schien sehr ungnädig und flackerte mit dem Licht hin und her, daß er fast die Stufen nicht fand und warf ihm nur noch ein schnippisches „Schlafen's wohl" nach, während sie die Treppe wieder hinaufrannte.

Frieda stand noch auf demselben Fleck wie vorhin. Sie schloß Resl lang und fest in die Arme und küßte sie.

„Jetzt erst kann ich Dir richtig grüß Gott sagen, liebes Kind. Hab mich nur ein wenig lieb, so wird es schön bei uns werden, ich hab' Dich ja gern und ich hoffe es wird Dich nicht reuen" —

„Aber Fräulein! Sie wissen ja die Mutter — Brrr mir graust's vor ihr."

„Komm setz' Dich zu mir, erzähle. Bist Du müde? Dann können wir auch zu Bett gehen."

Nein sie war nicht müde und was sollte sie erzählen? Zu Haus war derselbe Tanz. Oder eigentlich noch ärger. Resl überlegte. Besser, sie sagte es gleich.

„Warum ärger?" Frieda nahm sie bei der Hand. „Mir kannst Du Alles sagen, ich bin Dir wie eine" — „Mutter" hatte sie sagen wollen, stockte aber einen Augenblick — „wie eine Freundin."

„Ich trau mich net."

„Oh geh! Sag' auch nicht immer Fräulein von Kausnitz, heiß mich Frieda."

„Sie sind halt gar so gut! Wissen's die Mutter hat halt Einen, den will sie mir absolut zuschanzen, Sie kennen's ja. „Da gang's uns guad, der hot Spän." Ich mag'n aber nicht, weil — derf ich's sag'n? Weil ich einen Andern hab."

„Will Dich denn der heiraten?"

Resl nickte eifrig.

„Hast ihn auch gern?"

Sie nickte wieder:

„Darf ich ihn einmal bringen?"

„Gewiß, das mußt Du sogar thun. Schau, schau,

hat sich das Kind selbst Einen gesucht." Sie streichelte ihr die Backen.

„Und lieb hat sie ihn recht arg? Ja? O Du Glückliche! Ich will Alles für Dich thun, was ich nur kann, aber Du mußt mir auch Alles sagen, immer, Alles, kein Geheimnis haben vor mir, hörst Du? Gieb mir die Hand darauf. So, jetzt bin ich beruhigt, nun gehen wir zu Bett."

Am nächsten Morgen ging Frieda zum Hausherrn, ihm ihr Pflegekind anzumelden. Sie war schlecht aufgelegt, die halbe Nacht hatte sie nicht geschlafen. Der Sylphiderich war wieder einmal betrunken nach Hause gekommen, hatte fürchterlichen Radau auf der Treppe gemacht, Huller mußte geschimpft haben, es war ein ewiges Gelärm, der Betrunkene polterte noch in der Wohnung herum, krakehlte mit seiner Frau, schlug die Thüren zu und warf Alles durcheinander. Sie hatte gute Lust es dem Hausherrn zu sagen. Nur die Sylphide mit ihren stieren Augen hielt sie davon ab. Dies arme, stumpfe, gleichgültige Weib.

Der Bengel, der ihr den Namen aufgebracht, öffnete. Er ließ sie draußen stehen, ohne wieder zu schließen, riß drinnen eine Thüre auf und schrie aus vollem Halse: „Papa der Kakadu ist draußen."

Frieda hatte es wohl gehört. Der Vater kam

selbst und bat sie mit aller Würde in sein Arbeitszimmer einzutreten. Er war verbindlich mit einer gewissen herablassenden Ritterlichkeit, die nicht frei von Strenge war. Der „mächtige Pascha" nannte ihn Huller.

„Was wünschen Sie, Fräulein von Kausnitz?

„Ich habe ein junges Mädchen zu mir genommen und möchte sie anmelden. Sie haben Nichts dagegen?" Er betrachtete angelegentlich seinen dicken Smyrna-Teppich. „Die Eltern wissen darum?"

„Natürlich." „Das junge Mädchen hat irgend eine Stellung?" „Gewiß." „Ist bei —? —" „Bei Weidner." „Danke, ich habe natürlich Nichts einzuwenden, empfehle mich, mein Fräulein."

Er hatte freilich Nichts einzuwenden. Besagtes Fräulein gefiel ihm sogar über alle Maßen gut, und er war Frauenkenner! Zu seinem Freunde, dem Hauptmann im zweiten Stock sagte er in aller Vertraulichkeit: „Nun ist's aber faktisch ein Raritätenkasten drüben, denn die haben eine Schönheit, eine S c h ö n h e i t sag' ich Dir! paß nur auf, wenn das Geschäft aus ist und sie kommt, Du wirst Augen machen!" —

Es regnete. Ein milder warmer Mairegen nach heißen, sonnigen Tagen, ein Regen, bei dem die Erde zu dampfen schien und die jungen Blätter grüner, immer

grüner wurden. Es sah aus, als wollte die Sonne jeden Augenblick durchkommen, so weiß und leicht war der Himmel. Doch regnete es sachte weiter, nun schon den zweiten Tag.

Frieda saß am Fenster und stickte. Endlich wieder einmal ein Tag an dem sie mit Eifer arbeiten konnte, sie war unverantwortlich leichtsinnig und faul gewesen seit Huller mit ihr verkehrte. War er des Abends da, so stickte sie wohl, das heißt sie hielt ihre Arbeit in der Hand und that mechanisch ein paar Stiche. Sie hörte zu viel zu, sie hatte so viel in sich aufzunehmen, denn Alles was er sprach und was er las, war für sie aus einer anderen Welt, aber aus einer, nach der sie gierig war, die sie kennen lernen wollte um jeden Preis. Nun kam der Termin der Arbeitsablieferung und sie stickte ohne Unterbrechung.

Es war ihr eine ganze Lust, daß es so schnell ging und sie summte vor sich hin dazu: „Übern Garten durch die Lüfte, hör ich Wandervögel ziehen.“ Wie lang hatte sie wohl nimmer gesungen? Ganz leicht war's ihr zu Mut aber nicht ruhig, nicht friedlich, es war mehr ein Drängen und Sehnen, wunderliches, bebendes Zusammenfassenwollen von all diesem unklaren Begehren, eine Angst, daß sie's nicht fest halten könne. — Sie hörte auf mit Singen und wurde sich jetzt erst wirklich bewußt, daß sie sang. Sie lachte halb

verlegen vor sich hin und strich sich nachdenklich über die Haare. Dann stand sie auf, fast müde und wie im Traum stellte sie sich vor den Spiegel. Ihr Mund lachte nicht, aber sie sah heiter aus. Ihre Augen suchten ihr Spiegelbild, und doch that sie das nur mechanisch, nur nebenbei. Ihre Gedanken waren durch etwas Anderes gefesselt, aber durch etwas, was mit dem Spiegelbild in Zusammenhang stand. Sie zupfte ein paar der braunen gekrausten Haare in die Stirn und fuhr mit dem Zeigefinger über ihre dichten Augenbrauen, aber so oft, daß sie unmöglich noch denken konnte was sie that, dann kamen wieder ein paar Takte des Liedes: „Sie ist meine, sie ist mein.“ Nun war sie plötzlich wach. Außer dem feinen Sausen des Regens auf den Blättern hatte sie noch einen Ton gehört wie das Knirschen des Kieses, Resl sollte zurückkommen. Sie horchte. Sie hatte wohl das Öffnen und Schließen der Hausthüre gehört, aber keinen Tritt auf der Treppe und Resl machte sich sonst bemerklich, sie war schwer und faul genug. Hörte sie nicht ein hastiges Gespräch, ein Gekicher und Gewisper unten im Gang? Huller war zu Hause, sie wußte es. In dem Augenblick gab's ihr einen Stich, das Blut stieg ihr zu Kopf, sie riß die Thüre auf — richtig Resl. Sie kam gleichmütig die Treppe herauf, rot und heiter, gerade drückte sich Huller in's Atelier.

„Hast Du mit ihm gesprochen?“

Sie hatte ihre Stimme nicht in der Gewalt, sie zitterte und nahm Resl fest beim Gelenk.

Halb mürrisch und halb erstaunt erwiderte ihr Resi:

„Er will heute Abend kommen, wenn's Ihnen recht ist, aber wir sollen noch Antwort sagen —“

„So geh doch, geh! ja, er soll nur kommen!“ und sie drängte sie fort.

Sie war ganz in Verwirrung. Als Resi gegangen war und sie ihre Schritte die Treppe hinunter verfolgte und seine Stimme hörte, war sie sich mit einem mal klar, was mit ihr sei. Sie liebte Huller und sie war eifersüchtig auf Resi.

Es war ihr fast unerträglich zu denken, daß er in dem Augenblick käme, sie wollte Resi zurückrufen, blieb aber stehen und starrte die Thürklinke an. Ganz deutlich hörte sie den leisen Tropfenfall draußen, aber er that ihr weh. Sie hätte schreien mögen vor Scham, mit Angst erwartete sie die Zwei. Huller fühlte sich sehr unbehaglich an dem Abend. Eigentlich schon länger. Hatte er sich nicht eine Falschheit vorzuwerfen Frieda gegenüber? All die kleinen Heimlichkeiten, das kurze Gewisper mit Resi, war das nicht falsch? Wenn er es genau besah war es ja Nichts. Er hatte sie wieder-

holt vor Resi warnen wollen, und konnte doch nichts Unrechtes von ihr sagen. Zudringlichkeiten wehrte sie stets ab, aber es war manchmal so, als ob sie sie herausfordere. Einmal wollte sie als Dame behandelt sein, ein andermal war sie über alle Maßen schnippisch und abweisend. Wie oft hatte er das „schöne Mäderl" hören müssen! Jeden Tag. Denn er paßte jeden Tag getreulich auf, wenn sie nach Hause ging. Dann warf sie ihm gewöhnlich zu: „das Mäderl geht nach Haus!" und sprang an ihm vorbei. Das konnte er doch Frieda nicht sagen. Auch nicht, daß er Resi recht gern in's Atelier gezogen und herzhaft geküßt hätte, daß seine Jugend die ihre begehrte, sie würde das gleich tragisch aufgefaßt haben. Und doch kamen ihm die paar Worte, die er allein mit Resi gesprochen, als Heimlichkeit vor. Sie fielen aus dem Ton, mit dem sie Beide vor ihr und aus dem Ton, mit dem sie mit ihr verkehrten. Es war doch eine gewisse Heuchelei und das widerstrebte ihm. Frieda war heute wieder ganz der schreckhafte Kakadu von früher, nur Resi plapperte immerfort, aber meistens mit Frieda, um Huller bekümmerte sie sich kaum. Das reizte ihn.

„Ich habe Sie heute Abend schon gesehen in der Königinstraße und zwar mit Begleitung." Resi kniff die Augen zusammen, und fuhr mit den Fingern unter ihrem hohen Stehkragen hin und her, dann ohne ihn

anzusehen: „Vielleicht sehen's das öfter noch."

„Soo!" Huller war das Blut zu Kopf gestiegen, es riß ihm die Frage heraus: „Wer war der Herr?"

„Schaut's den an!" platzte Resi in echtem Münchnerisch heraus.

„Mir wissen's, gelten's Fräulein Frieda, mir schon," und dabei streichelte sie ihr fortwährend die Hand. Huller war's als habe sich Resi's Zünglein schadenfroh zwischen die Lippen gedrängt, er stand auf und ging in schlechter Laune, wütend auf Resi. Sie leuchtete ihm wieder, aber er gab ihr nicht die Hand wie sonst. Als er unten war, konnte er sich doch nicht versagen hinaufzuschauen. Täuschte er sich, oder hatte sie wirklich etwas gesagt? Und so ein liebes Gesichterl machte sie dazu.

„Hex!" rief er halblaut und wäre beinahe wieder hinaufgerannt. Sie war aber gleich ganz ernsthaft, wie wenn Nichts gewesen wäre und ging ruhig zurück.

Frieda lag schon zu Bett. Der Mond war durch die flockigen Regenwölkchen gekommen und machte das ganze Schlafzimmer hell. Als Resi eben einschlafen wollte, hörte sie ein Geräusch, wie Schluchzen war's und sah, daß Frieda im Bett kauerte, die Arme aufgestützt und den Kopf darauf gelegt. Mit einem Satz war sie wieder aus dem Bett und bei Frieda.

„Darf ich?" und im Nu war sie unter ihre Decke

geschlüpft, hatte ihren Arm um den Leib der Andern gelegt, wortlos. Frieda fing noch mehr zu weinen an, ihr Kopf legte sich hilflos auf Resi's Schultern und zum erstenmal seit sie das Mädel zu sich genommen, fühlte sie, daß sie Recht gethan hatte. Weich und tröstend schmiegte sich der junge Körper an den ihren. Resi fragte Nichts, hielt nur die Zitternde an sich gedrückt. Frieda wurde durch die ungewohnten Liebkosungen in einen Zustand exaltierter Teilnahmsbedürftigkeit gebracht und begann stockend und von Weinen unterbrochen zu reden. Ihre ganze Lebensgeschichte. Wie wenn die Liebe zu Huller ihre andere, ihre erste, wachgerufen, mit allen Details stand sie vor ihr. Und Resi mußte sie verstehen, sie liebte ja auch. In den Stunden vergaß sie ganz was sie nie vergessen, immer gefühlt, daß sie die Aristokratin, Resi die Plebejerin, daß sie älter, überlegener war, es war das Weib, das sich zum Weib flüchtet in seiner Not, das Teilnahme und Trost heischt vom Weib, als der Verstehenden.

Die halbe Nacht sprach sie fort. Ihre Liebe, ihre Verstoßung, ihr Suchen nach einem Beruf, ihr klägliches Scheitern überall, bis sie es zur Stickerin gebracht. Auch das Letzte noch, halb schon von Resi erraten. Ja sie hatte ein Kind. Ein schwächliches Ding war's bei der Geburt. Nach den ersten Tagen gleich kam es

fort. Sie solle Nichts davon reden, sie habe eine förmliche Furcht davor zu reden, sie wolle nicht daran denken, nein, nein, es war ja schrecklich, ganz schrecklich.

„Haben Sie es nicht wieder gesehen?"

„Nein, oh nein, ich will nicht, ich kann nicht, ich habe Nichts übrig dafür, ich habe so viel leiden müssen, es hat mich ja zu Grunde gerichtet."

„Und der Vater?"

„War ein Schuft, ich weiß Nichts von ihm." So erzählte sie weiter, die ganze Leidenszeit nach der Geburt des Kindes, ihr einsames Leben. Nur von ihrer Liebe zu Huller sagte sie Nichts. Da hielt sie etwas zurück. Aber es war eine solche Innigkeit in ihren Worten an Resi, eine solche Zärtlichkeit, daß die sich getraute und auch anfing von ihrem Bräutigam zu erzählen. Ob sie ihn wirklich bringen dürfe:

„Wir sehen uns sonst gar nie!"

„Ja ich darf? Er ist ein sehr feiner Kerl, hat viel, viel Geld. Sehen's so bin ich, ich glaub' ich könnt' Keinen ohne Geld mögen, weil ich zuviel Elend daheim g'sehen hab. Oder vielleicht doch, ich weiß net — ich bin so müd, so arg müd —" sie konnte die Augen nimmer aufhalten und während ihr Frieda noch Warnungen zuflüsterte, schlief sie ein.

Am andern Morgen kam bei Frieda eine große

Ernüchterung nach der nächtlichen Exaltation und ein großer Ekel vor sich. Gegen Resi war sie gereizt. Die war mürrisch, weil sie nicht genug geschlafen hatte, schlurfte scheltend herum und erschien Frieda roh und abstoßend. Auch war sie schnippisch und nahm einen ganz eigentümlichen Ton ihr gegenüber an. Die Aristokratin, die ältere Frau empörte sich. Sie war wohl toll gewesen heute Nacht? Einem solch' jungen Geschöpf, einem Mädel, das sie fast auf der Straße aufgelesen, das Alles zu erzählen! Da hatte sie sich eine schöne Kette angelegt. Sie machte ja recht große Fortschritte in der Kunst frei zu sein!

Am Nachmittag besuchte sie Huller. Frieda hatte eben an ihn gedacht und sich nach ihm gesehnt. Daß er nun gerade kam war ihr, wie wenn er sie ertappt hätte und machte sie demütig, voll Scham und unsicher. Huller hatte mit ihr zu reden. Es ging unmöglich mehr anders. Er hatte Resi heute Mittag bei Schleich gesehen, in einer ziemlich düstern Ecke und zwar mit Einem „von insere Leid", er machte eine sehr bezeichnende Bewegung mit dem Zeigefinger auf die Nase, die er herunterdrückte.

„Fräulein Frieda, ganz bestimmt es ist so ein Geldprotz, elend elegant und nimmer ganz jung, ich glaube er kriegt schon einen Bauch. Was braucht sie mit so einem Kerl in einem Restaurant zu

sitzen? Und mit dem mächtigen Pascha hab' ich sie auch schon gesehen, er ist mit ihr Abends nach Hause gegangen und schaut sie an mit Augen —! — freilich am Thor grüßt er sie förmlich, wie wenn er sie erst sähe. Und mit dem lacht sie —! Oh so lacht sie nicht bei Ihnen und nicht bei mir. Seien Sie vorsichtig mit dem Mädel, daß Sie nicht eingehen, wissen Sie bei Weidners sind sie alle flott und nehmens nicht genau; und wenn sie nicht so ist, wird sie's noch."

„Bilden Sie sich doch nicht so viel ein! Warum soll das arme Ding nicht mit seinem Bräutigam in einem feinen Restaurant essen?"

„Bräutigam? hm! Ich zweifle vorderhand."

„Warum? Lassen Sie dem jungen Mädel doch das bischen Glück. Ich weiß nicht was Sie haben. Sie ist so froh, daß sie ihn bringen darf und hat ihn wirklich gern, was schadet's, wenn er ein Jude ist?"

„Mir kanns Recht sein. 's ist nur wegen Ihnen. Nur keine weitere Enttäuschung, das können Sie nicht brauchen. Ich weiß überhaupt nicht, seit das Mädel da ist, ist kein rechter Ton mehr zwischen uns. Haben Sie das nicht gemerkt? 's ist rein wie verhext. Man redet nichts Ordentliches mehr, lauter schlechte Witze und Dummheiten, kommt gar nicht dazu zu sagen was man auf dem Herzen hat. Bei Ihnen allein konnt'

ich's thun, ich wollt' sie wär' gar nicht gekommen. Alle Unbefangenheit ist zum Teufel und lustiger sind Sie auch nicht geworden. Was ist denn das in der letzten Zeit? sie lassen ja immer den Kopf hängen."

Frieda schüttelte nur den Kopf abwehrend. Sie schämte sich. Es war ihr wie wenn sie ihm gezeigt hätte, daß sie ihn liebe und er hätte sie drüber ausgelacht. Wie er jetzt wieder vor ihr stand, so voll Kraft und Jugend, so bewußt und eigenwillig, sie war in seinem Bann, und es war nicht Liebe wie sie sie sonst gefühlt, ihr Leib begehrte seinen Leib, ihr Kopf wehrte sich, schämte sich, verachtete.

Er stand am Fenster und trommelte an die Scheiben. „Ach was Blödsinn Alles! Ich bin eben wütend heute und da trag' ich Ihnen meine schlechte Laune her. Sie hättens bei Gott nicht nötig. Der Mensch ist ganz gemein, wenn er Hilfe braucht, der Andere ist ihm Nebensache. Nur an ihn geklammert, an den Andern, wenn dem auch der Atem ausgeht. Unsinn das mit dem Selberfertigwerden. Nur eine Lüge. Man schreit doch heimlich nach dem Andern, der's mit anhören und vielleicht helfen könnte! Nur wenn man den nicht haben kann, probiert man's und schindet sich allein. Sonst hätt' ich gelacht drüber, aber heute muß ich's Ihnen sagen, ich kann mir nicht helfen. Geld futsch, Gedanken futsch, Arbeitslust futsch,

Konkurrenzarbeit futsch, ich weiß nicht wo an und aus. Da hilft nix wie vergessen, sich einen Rausch machen. Mit Bier oder Wein, oder Musik, oder einem Mädel, je nach der Natur, all eins, nur stärker muß es sein, stärker wie das, was Einem im Augenblick in den Knochen liegt. Herrgott! Tanzen und singen und schreien und ein Mädel an mich drücken, daß mir der Atem ausgeht, das möcht' ich jetzt! Ich weiß nicht, ist es Freud' oder Schmerz, oder Zorn oder Liebe, nur rrraus, rrraus damit."

Er lief immer schneller im Zimmer umher.

„Apostel der Freiheit!" spottete Frieda.

„Freiheit! Ein schöner Gedanke das! Aber 'shapert allweil noch damit. Für mich allein nützt's mich ja doch nicht, ich kann ja nicht frei sein, denn die um mich rum sind's auch nicht und ich kann Nichts thun ohne denen auf die Köpfe zu spucken. Ein Gefrett ist's auf der Welt."

„Ich meine Sie haben kein Geld, das ist's."

Huller drehte sich um.

„Es scheint Sie haben Menschenverstand. Freilich hab' ich nix mehr. Keinen Pfennig."

„Ich möchte, — — wollen Sie? Ich könnte Ihnen freilich nur zehn Mark —"

„Zehn Mark? Ein Riesenkapital für mich. Sehen's

wie gut, daß Sie auf der Welt sind! Nein, ich nehm's gern von Ihnen, aber entbehren dürfen Sie ja Nichts."

„Ich entbehre Nichts, wenigstens vorderhand."

„Einen heiligen Eid! Sie kriegen's zurück. Aber ich verdien's eigentlich nicht, warum sind Sie denn gar so gut mit mir? — — Es ist Ihnen doch nicht schlecht? Sie schauen mich so komisch an — sind Sie krank?"

„Nein, ich habe nur recht schlecht geschlafen heute Nacht, der Hausmeister hat Skandal gemacht wie schon öfter, die arme Frau! — Nun bin ich so arg müde und möchte ruhen, mein Kopf brennt, — bitte gehen Sie jetzt."

Huller sprang die Treppe hinab und pfiff. Wahrhaftiger Gott er pfiff wieder in der größten Fröhlichkeit. Und die Thüre des Ateliers ließ er sperrangelweit offen und rumorte drinnen herum. Er hatte ganz vergessen, daß Frieda schlafen wollte.

Resi huschte am Abend nicht wie gewöhnlich an seiner Thüre vorbei. Die erste stand weit offen und aus der zweiten fiel ein breites Lichtband in das dämmrige Grau des niederen Ateliers, machte die Schatten noch dunkler und ließ die Umrisse der Figuren in's Riesenhafte wachsen. Resi tastete sich dem andern Zimmer zu, mit den Händen vorsichtig links und rechts greifend. Huller lag auf dem Sopha und ließ die Füße über die eine Seitenlehne hängen. Er hatte einen

Maßkrug vor sich stehen, starrte an die Decke und rauchte Cigarretten. Resi klopfte fest an die halboffene Thüre. Huller fuhr erschreckt auf, seine Schlappschuhe fielen mit Gepolter hinunter: „Jessas, Sie! Ich hab g'meint die Frieda. Bei Ihnen kann ich doch so bleiben?"

„Die wär' Ihnen wahrscheinlich lieber gewesen?"

„Schwätzens net so. Übrigens, die kommt doch net."

„Wer weiß, — wenn man bis über die Ohren —! na i sag' nix."

„Resi, was reden's denn da?!"

„Nix, nix! hab' nix g'sagt."

„Himmeldonnerwetter machen's keine G'schichten."

„Ich sag' nix mehr. Und nachher, Sie haben's ja selwer g'sagt, daß's eimal in der Nacht —"

„Ich war krank — ich lasse Nichts über Frieda kommen, hören Sie? Und wenn Sie nur deßwegen hereingegangen sind —"

„Fressen's mich nur net, ich geh lieber wieder. Is dös a galanter Mensch! Zuerst dafallt ma sich in sein Atelier, nachher biet' er Ei'n kein' Sitz an und z'letzt wird ma nausg'schmissen."

Huller war zur Thüre gegangen und hatte sie geschlossen.

„So, jetzt setzen Sie sich und reden Sie anständig. Sagen Sie was Sie wollen, denn Sie wollen was. Daher, zu mir auf's Sopha, wollen's trinken? Ja? So is recht. So mag ich Sie. Und brav sein und lieb, nicht die Leut' ausrichten."

Resi zog einen schiefen Mund und wackelte ein wenig beleidigt mit dem Kopf.

„Sie, sagen's es fein der Frieda net, daß mich heut g'sehn hab'n bei Schleich!"

„Is schon g'schehn.'

„Sie san a Rarer! Daß mir g'rad bei Schleich waren, hätt' sie net z'wiss'n brauchen. Sie Ratschen!

„Ich mein' es wär' besser für Sie, wenn Sie nicht zu Schleich gingen!"

„G'schmacksach'! Mir g'fallt's dort."

„Resi, Resi, ich glaub' allweil' — —"

„Ja heiraten thut er mich net!"

„Warum führen Sie dann die Frieda an, daß sie erlgubt, daß er kommt?"

„Weil ich ihn sonst zu wenig seh!"

„Warum leidet's Ihre Mutter nicht, und warum geht er nur am Abend mit Ihnen?"

„D'Mutter will halt partu an Andern, und s' Ander' is mein Sach, Sie brauchen's auch net z'wissen."

„Aber Frieda!"

„Sie, die darf still sein! Jetzt kenn' ich mich aus, hören's auf mit der!"

Und nun fing sie an die ganze Geschichte zu erzählen, die sie heute Nacht von Frieda gehört. Alles.

„Mich wundert's, daß mir's g'sagt hat. Bei uns kein Wörtl, und gestern Nacht die ganz Histori. Und g'weint hat's, daß sie's nur so g'schüttelt hat. Mich hat's arg g'reut und ich hab' mit weinen müssen. Aber so dumm! An ganz an armen Kerl, der's a noch sitzen hat lass'n und kein Pfennig geb'n! Jetzt is weiter nix wie a arme Stickerin."

Huller war die Sache unbehaglich. Er kam sich vor wie ein Horcher. Frieda that ihm leid, das Leben war doch gemein. Da war Frieda nun solch ein nobler Kerl und mußte sich von dem Mädel, da verachten lassen.

„Hand d'rauf Resi, Niemanden was sagen!"

„Haben's Sie's wirklich net g'wußt?"

„Ich? Nein! Wie sollt' ich auch. Aber Du, gewiß Keinem was sagen, gelt? Versprich mir's! So! So!"

Als er ihre Hand hatte, zog er sie näher. Sie gab langsam nach, bis sie direkt vor ihm stand. Nun kams wieder über ihn wie heute Nachmittag. — Ein Mädel an sich drücken, daß ihm der Atem ausgeht — und er preßte sie an sich, daß sie sich kaum

rühren konnte, küßte sie wieder und wieder, so viel sie sich auch sträubte, bis sie schrie. Da wars gleich vorbei. Er gab ihr sogar noch einen kleinen Stoß.

„Du riechst nach Cigarren, geh weiter. Weiter Du! Du — Du — Judenmädel!"

Resi stand und konnte Nichts herausbringen vor Zorn. Sie packte endlich seine Cigarettenschachtel und warf sie auf den Boden und trat darauf herum: „Da, da, da, Du Damischer, wart' nur, ich sag's schon der Frieda, wart nur Du —"

Und zur Bekräftigung, daß es kein Geheimnis war, daß sie bei Huller gewesen, schmiß sie die Atelierthüre zu, daß ein Relief mit Gekrach umfiel und zerbrach. Huller hob die Stücke auf und fügte sie in Gedanken wieder zusammen, drehte sich um und spuckte aus. —

Resi hatte den „Bräutigam" gebracht. Schon ein paar mal war er dagewesen. Kein Zweifel, er war Einer von den krummen Nasen und Geldmensch dazu. Frieda hatte einen Widerwillen gegen seine Liebenswürdigkeit und seine Atmosphäre. Was wollte sie aber machen? Er hatte gute Manieren, behandelte sie als Dame, nur fast zu süß und devot, ging um zehn Uhr nach Hause und liebte Resi augenscheinlich sehr. Des Kindes halber fügte sie sich in die Situation.

Sie fühlte sich gelangweilt von den Phrasen des Juden und von den verstohlenen Zärtlichkeiten der Zwei. Wenn es nur anging machte sie sich in der Küche zu thun, oder im Schlafzimmer. Die zwei machten sie alt, richtig wie eine Gardemama kam sie sich vor mit ihrer Stickerei, zu lächerlich! Und das mußte sie fast jeden Abend ertragen. Huller kam nimmer, weil der Bräutigam da war, ihre schönen Lesestunden fielen aus, Huller war mürrisch, wenn sie ihn sah und hetzte sie immer gegen Resi.

„Wie heißt der Kerl?“ fragte er einmal.

„Neumayer, sagt Resi.“

„Wissen Sie das bestimmt?“

„Resi sagt es.“

„Wenn es Resi sagt, muß es natürlich so sein! Halten Sie nur die Augen offen, mir ist sonst Alles recht.“

Frieda sah allmählich ein, daß sie sich eine große Verantwortung auf den Hals geladen hatte.

Besonders den Hausleuten gegenüber war es ihr unangenehm, daß der „Bräutigam“ immer erst kurz vor Thorschluß hereinschlich und nie bei Tage. Sie sagte es ihm einmal und er entschuldigte sich mit Geschäftsüberbürdung. „Im Sommer komm ich schon bei Tage.“ Aber währenddem blieb es beim Alten, das

heißt Herr Neumayer kam noch öfter, blieb länger, brachte Delikatessen und Weine mit und richtete sich des Abends ganz häuslich ein, sparte auch nicht mit schalen Witzen, allerdings in feiner Form und mehr an Resi gewandt. — Überhaupt widmete er sich ihr ausschließlich und mit einer Beharrlichkeit, daß Frieda ihre Überflüssigkeit einsah und baldmöglichst zu Bett ging. Sie hatte nur einmal Resi gebeten nicht gar so lang aufzubleiben, darauf hatte sie ihr erwidert: „Geh'n Sie doch in's Bett, wenn's Ihnen z'lang wird."

Seit der Zeit sagte sie Beiden um neun Uhr „gute Nacht" immer mit der Phrase: „Sie erlauben doch?" zum Bräutigam, die er immer damit erwiderte: „Bitte, bitte, lassen sich Fräulein durchaus nicht stören, im Übrigen seien Sie unbesorgt." Dabei stand er immer auf, eine Hand auf der Stuhllehne und eine auf der Serviette, an der Brust, und machte eine Verbeugung, die Augen schon wieder auf den Teller gerichtet.

Wenn sie zu Bett war, waren die Beiden Herr des Zimmers. Nicht nur, daß es elf Uhr, zwölf Uhr wurde bis Herr Neumayer ging, er lachte und schäkerte ganz laut, stieß an, trabte auf und ab, kurz, that ganz genau, wie wenn sie im Nebenzimmer nicht vorhanden gewesen wäre.

So weit hatte sie Huller doch gebracht, daß sie sich keine Skrupel machte über das Paar. Früher, lieber

Gott! Doch gefiel ihr die Geschichte durchaus nicht. Denn eigentlich war sie von neun ab gefangen. Ging sie nicht zu Bett, konnte sie sich zu Tode langweilen, ging sie in's Schlafzimmer, so saß sie erst recht wie der Vogel im Käfig, denn es hatte keinen Ausgang. Von Schlafen war keine Rede mit dem Gewisper und Gekicher und Geküsse und Gelächter neben dran.

Frieda machte Resi ernsthafte Vorwürfe darüber.

„Sagen's Sie's ihm doch selber, ich trau' mich net" und dabei machte sie ein ganz geringschätziges, beinahe freches Gesicht. Überhaupt seit der Bräutigam immer kommen durfte, war Resi ganz anders geworden. Keine Spur mehr von dem bescheidenen, demütigen „Resl". Es war wie wenn sie nur getrachtet hätte den Menschen herein zu kriegen. In der Frühe war sie mürrisch, schlecht ausgeschlafen und wortkarg, behandelte Frieda nicht wie eine ältere Person besseren Standes, sondern wie Ihresgleichen. Sagte Frieda etwas, so ließ sie sich's wohl sagen ohne Widerrede und darum kam Frieda auch immer von ihrem Entschluß ab, sie fortzuschicken. Oft wollte sie es schon thun, aber immer wartete sie noch, es war zu Zeiten auch wieder viel Liebenswürdigkeit in Resi. Sie brachte Blumen und Kuchen für Frieda, sie that etwas, was sie wußte, daß Frieda ungern that, sie tröstete sie, wenn sie traurig war:

„Warten's nur, wenn ich einmal viel Geld hab', dann kriegen Sie's auch fein!"

Frieda mußte lachen trotz Allem. In der letzten Zeit freilich hatte sie die Blumen gegeben wie man sich einer Pflicht entledigt, wortkarg und sogar ein bischen hochnäsig. Frieda war gutmütig genug darauf zu sagen: „Du fühlst Dich wohl schon als zukünftige Millionärin?"

„So a Fretterei wie Sie, könnt' ich net mein ganz' Leben hab'n, das giebt's net bei mir." —

Das Haus konnte sich natürlich nicht genug thun in Klatschereien. „Die Leute nehmen's mir übel," das merkte Frieda, wenn sie Jemand grüßte. Dem Resl ließ es Niemand entgelten, gegen die waren sie Alle freundlich.

„Schmeißen Sie doch den Kerl raus!" Wie oft war ihr Huller damit gekommen, wenn sie klagte.

„Wenn's noch lang so fort geht, dann besorg' ich's, wird mir ein Hochgenuß sein."

„Ich habe das Recht nicht, mein ich. Ich weiß nichts Schlimmes von ihm, ich will auch Resi nicht Alles verderben. Besser ist, ich thue sie fort, wenn's so weitergeht."

Darauf erwiderte er nie ein Wort. Das Verhältnis zu ihm war etwas was sie von Tag zu Tag mehr drückte. Es nahm plötzlich eine Vertraulichkeit an, vor der sie sich fürchtete. Er kam alle Augenblicke herauf,

er ließ sie in die kleinsten Details seines Lebens blicken, fragte sie um Rat, hatte nicht das geringste Geheimnis vor ihr. Wenn er Geld brauchte, kam er und nahm es ohne Widerrede, wenn sie geben konnte.

„Sie wissen gar nicht was Sie für mich thun, Frieda. Ich kann zu Ihnen reden wie zu einem Freund, Sie sind so fabelhaft keusch, daß ich Ihnen Alles sagen kann und Alles sagen muß, Sie sehen keinen Schmutz wie die Andern, es muß das bei Ihnen in der Rasse liegen. Ich höre keine Vorwürfe, sehe nichts Kleinliches mir gegenüber, ich habe so viel Respekt vor Ihnen es thut mir auch so wohl, daß Sie so jung sind, Sie wissen gar nicht wie jung Sie mir vorkommen, jetzt, wo Sie mich ein bischen bemuttern, viel jünger als früher, wo ich Sie bemutterte.“

Es war einer der letzten Tage im Mai, einer jener schwülen bedeckten Tage, die mit ernsten Gewittern drohen. Die Wolken standen starr, bleigrau und wurden schieferfarben gegen den Himmelsrand zu. Es wurde früh Nacht in Friedas niederen Zimmern. Resi war früh nach Hause gekommen, hatte einen Arm voll Delikatessen mitgebracht und richtete den Tisch her. Für Frieda wurde es ein langer, einsamer Abend; während die draußen aßen und tranken, stand sie im Schlafzimmer

am Fenster und schaute auf den Himmel, der schwer über den Baumwipfeln des englischen Gartens lag. Schwarz und unbeweglich drohte das Geäste vor dem dunkeln Hintergrund. Ein paar Dachfirste schoben sich plump vor und bildeten eine kompakte Masse in den feinen Baumsilhouetten.

Das Rauschen der Isar klang durch den Abend, die Luft war träg, nur von Zeit zu Zeit strich ein müder Wind vom Wasser her, legte sich aber gleich wieder, von weit, weit her tönte einmal dumpfes Donnern. Es war Frieda schwer ums Herz, sie konnte kaum atmen und ihr Kopf hämmerte. Durch die halboffene Thüre hörte sie das fröhliche Gelächter, das Schäkern, die Küsse. Überschäumendes, begehrendes Leben kam zu ihr herein auf den breiten Streifen Lichts, der von dort in ihr dunkles Zimmer fiel, es breitete sich aus, es kam näher und näher, umringte sie. — Vergessen, leben, genießen, danach schrie's in ihr, danach zitterte ihre Gier. Ihr Blut sauste. Wie ein langverschütteter Quell, der sich durch Steine und Geröll drängt, so überflutete sie ihr Begehren. Sie preßte den Kopf mit beiden Händen, daß es sie schmerzte, sie biß die Zähne übereinander um nicht aufzuschreien. Das höhnte um sie, das lachte, es nahm kein Ende. Leben, leben, genießen! Jede Fiber ihres Körpers begehrte, Himmel, hilf, es riß sie mit fort!

Sie stierte in den Himmel, der schwerer und schwerer zu werden, sich tiefer über sie herab zu senken schien. —

Draußen Küsse, Gelächter, perlender Wein, sie konnte es nicht mehr hören.

Fast wankend trat sie zur Thüre und sagte „Gute Nacht", zum erstenmale hatte sie die herkömmliche Phrase vergessen. Es war nicht besser zwischen den Kissen ihres Bettes, das brannte wie Feuer, das tobte durch alle Adern! Auch sie, auch sie wollte ihren Anteil am Leben, auch sie schrie danach!

Das Gewisper, das Geküsse, das Begehren sickerte durch die Thürritzen. Sie sah sie, oh sie sah beide Mund an Mund und Brust an Brust, sie vergrub ihr Gesicht in den Kissen, sie hielt sich die Ohren zu, sie schrie auf! Fort, fort! Sie wollte nichts sehen, Küsse, Küsse, sie schlug mit dem Kopf auf die Bettkante, Küsse, Küsse, sie schlug wie wahnsinnig auf die Kissen los, sie wollte das Bild zerschlagen, aber da war es, da grub sich's in ihre Augen.

Fiebernd sprang sie aus dem Bette und ans Fenster. Einen Augenblick ward sie ruhig vor dem schweren, schweigenden Ernst der Nacht. Da kam ein träger Luftzug mit dem schwülen Geruch des Flieders aus den Nachbargärten, — da wars wieder. Sie wehrte ab, sie floh förmlich. In die dunkelste Ecke ihres Zimmers gekauert, drückte sie

den Kopf an die Mauer. Keine Ruhe. Gleich hatte sie's wieder und drehte sie im Wirbeltanze, immer kleiner duckte sie sich zusammen, zuletzt sprang sie auf, ein rasendes Rennen in dem kleinen Raum begann, hin und her und hin und her. Eine förmliche Flucht vor dem Streifen Lichtes, der durch die Ritze fiel. Da, da kam's her, von dort, da stahl sich's herein, da tropfte sie durch, ihre Qual. —

Herrgott! wie eine Wahnsinnige stürzte sie plötzlich zur Thüre und hieb mit beiden Händen dagegen.

„Gehen Sie, gehen Sie“ schrie sie, zuletzt war es nur mehr ein heiserer Schrei, der in einem Gurgeln erstickte.

Einen Augenblick war Stille draußen, ein Rücken von Stühlen darauf und halb gezwungenes Gelächter. Die Männerstimme dann, frech und höhnend.

„Sie spinnen wohl, meine Gnädige? Na den Abend haben Sie uns gründlich verbatzt. Werd' mir's merken. Wir drücken uns schon.“ Darauf Flüstern, eine Schrankthüre knarrte, das Kreischen der Stubenthüre, das vorsichtige Tappen über die Stiege, das Hausthor —, der Kies —, das eiserne Thor — und jetzt — und jetzt? Kam sie nicht zurück? Frieda horchte, horchte, ihr Herz klopfte, daß sie kaum hörte —

Licht war noch im andern Zimmer, aber Resi war

fort. Sie öffnete die andere Thüre, schaute auf die Treppe, stierte nach dem Hausthor —

„Frieda, um Gotteswillen, was wollen Sie denn?“ Huller stand im Hausgang und rief ihr zu.

„Sie sind ja kaum angezogen und fiebern. Machen's gleich, daß Sie 'naufkommen!“

Aber sie starrte ihn nur an mit großen abwesenden Augen.

Er faßte sie bei der Hand, er redete ihr zu.

„Hinaufgehen, Frieda, gleich. Hören Sie? So kommen Sie doch!“ Er schüttelte sie.

Sie rührte sich nicht. Er mußte sie führen und sie folgte willig. Erst droben im Zimmer fing sie zu weinen an, klammerte sich an Huller, küßte auf einmal seine Hand und fiel auf die Kniee vor ihm. Als er sie beschwichtigen und aufheben wollte, sah er in ihre Augen.

Er hielt sie fest und sein Mund suchte den ihren.

„Küsse, Küsse,“ stammelte sie und er nahm sie in seine Arme.

Als Resi nach drei Stunden wiederkam, fand sie die Thüre des Schlafzimmers verschlossen und mußte sich schimpfend und murrend entschließen den Rest der Nacht auf dem Divan zuzubringen.

Es war ihr doch nicht recht geheuer, als sie am Morgen erwachte und Frieda sie mit keinem Wort anredete.

Sie wollte anfangen sich zu entschuldigen, aber Frieda schnitt ihr das Wort ab.

„Du hast nichts mehr zu sagen hier. In einer Stunde sind Deine Sachen gepackt und dann fort mit Dir, ich will nie mehr von Dir hören."

Resi machte zuerst ein verdutztes Gesicht, dann prasselte ein Regen von Schimpfworten der gemeinsten Sorte auf Frieda los.

Sie habe gut reden mit dem Liebhaber im Haus. Sie, Resi werde hinausgeschmissen, daß andere Leute lüderlich sein könnten, sie kenne sich schon aus. Nichts hätte sie umsonst gethan, alles wäre reichlich bezahlt werden, sie wäre Niemandens Schaden gewesen. —

Als Frieda nichts erwiderte und sich ins Schlafzimmer einschloß, packte sie endlich unter weiterem lauten Schimpfen ihre Sachen und war richtig in einer Stunde fort.

Das war also aus. Frieda empfand es kaum als Erleichterung, sie war stumpf und wirr, sie hockte auf einem Stuhle und wußte nicht was beginnen.

War alles ein Traum? Die ganze Geschichte, die heutige Nacht?

„Es ist nicht wahr," sagte sie vor sich hin, ihr

Kopf fiel schwer auf die Tischkante. Da stand alles wieder vor ihr.

„Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr!“ schrie sie „nein! nein!“

Und sie mußte wieder auf.

Schluchzend blieb sie vor ihrem Bett stehen. Einen Augenblick hatte sie sich darauf werfen wollen, von Kummer überwältigt. Da kam der Ekel. Auf dies Bett?

Sie hatte einen Mann umarmt ohne Liebe, sie ekelte sich jetzt vor ihm, nur ihr Leib hatte seinen Leib verlangt.

Und er? Sie war ja noch jung, „so jung“ für ihn, und Resi hatte er gewollt! —

Sie konnte ihn nimmer sehen. Er war gemein, brutal, sie haßte ihn.

Alle Schimpfreden Resis kamen ihr wieder. War sie denn so viel besser als das Mädel? Was that denn die? Hatte sie mehr Gewalt über sich? Liebte die nicht gerade so wie sie?

Sie schämte sich, sie hätte sich verkriechen können, um sich hauen vor Zorn.

Fort von da, ohne ihn zu sehen, ganz heimlich.

Auf einmal, ohne Besinnen, ohne Überlegung,

stürzte sie, wie sie war, schnurstracks zu Huller. Ungekämmt, mit wirren Haaren.

Auf der Treppe hielt sie der Hausmeister an. „Freil'n Baronin, wenn's nachher kommen mechten, i bitt schön, wir ham a Mäderl kriegt, gestern Abend und i muß jetzt fort, schaug'n Sie si' a wenig um, sind's so gut, d' Frau is ganz allein."

Sie verstand es nur halb, nickte und rannte wieder weiter.

Huller war schon an der Arbeit als sie kam.

Es roch nach feuchten Lumpen, nach nassem Lehm und altem Cigarrenrauch, kein Fenster stand auf.

Huller sprang sofort zur Thüre, weil sie Frieda in der Hast weit aufgerissen hatte. Sie sah ja niederträchtig aus, voll Falten, mit tiefen Ringen um die Augen, alt, unordentlich, die Haare wirr, in einem dünnen, kurzen Rock, ohne Schuhe —

„Sind Sie denn verrückt, Frieda, schämen Sie sich nicht vor den Hausmeistersleuten? Was soll denn das sein?"

Er brachte es nicht übers Herz, sie Du zu heißen. Die ganze Geschichte war eigentlich dumm und widerte ihn an. Denn die wollte sich nun wohl an ihn klammern, weil sie meinte, das müsse so sein? Im stande war sie es, die, die — er empörte sich über ihr Aussehen. Die Brutalität in ihm wehrte sich gegen sie.

Da stand sie nun und keuchte und brachte kein Wort heraus.

Natürlich nahm sie's hochtragisch. Das war wohl eine große Dummheit gewesen gestern Nacht!

Ihm war's ja eigentlich egal, aber sie! Wenn sie nur keine Heulerei anfing, es sah ihr gleich.

„Was ist denn nun eigentlich los?" sagte er ungeduldig.

„Sie müssen mir raten, was ich jetzt thun soll — ich weiß nicht, Sie sind es mir schuldig —"

„Was Sie thun sollen? Ich versteh' nicht recht."

„Was ich anfangen soll, nach dem allen."

Er war wieder gleichgültig geworden und schob die Cigarette von der rechten in die linke Mundecke und begann weiter an seinem Thon zu kneten, ohne aufzuschauen. Plötzlich hörte er sie schluchzen. Mit einem zornigen Fluch warf er ein Stück Thon zur Erde, rieb die beschmutzten Finger gegeneinander und trat zum Fenster, ihr den Rücken kehrend. Die Nacht hatte sie ihm ekelhaft gemacht, da gab es keinen Respekt mehr. Sie war das Weib, das sich ihm angeboten hatte.

„Mein Gott so raten Sie mir! Wie können Sie so grausam sein, nach allem, was geschehen ist. Wie schrecklich ist das alles, ich wollte, ich lebte nimmer. Hätt' ich doch den Mut —"

„Unsinn, Ihr Geschwätz! Was ist denn so Schreck-

liches geschehen? Sie sind — ah — das ist so echt Weiberart. Begehren und keinen Gedanken sonst haben und danach heulen und schreien. Schauen Sie doch die Sache kühl an. Ihre Natur hat Sie dazu getrieben und mich die meinige. Das ist doch verflucht einfach! Und wer leidet denn darunter? Wer hat Verpflichtungen? Nicht Sie, nicht ich. Wir sind doch freie Menschen. Das war so und wird immer geschehen. Zwischen uns kann es wieder werden wie früher."

„Wie früher! Das können Sie so sagen? Haben Sie denn gar keine Empfindung dafür? Wie früher! Löschen Sie doch aus was war! Mich brennt's, oh, mich brennt's. Machen Sie es tot — ich will's. — Ich schlag mich ins Gesicht, ich spei' mich an, ich muß mich verachten, ich muß!"

„Blödsinn! Überspanntheit! Sie können anders denken, jawohl können Sie, wenn Sie wollen."

Frieda schrie auf. „Nein, ich kann nicht, ich kann nicht."

„Hört das nun nicht bald auf! — Ich bin auch nur ein Mensch, Frieda und hab mich nicht zu lang in der Gewalt, jetzt geht's mir schon bis an den Hals."

Auf einmal lag sie auf den Knieen vor ihm und umfaßte ihn.

„Ich kann es nicht, ich kann es nicht vergessen! Mach es tot! mach es tot!"

Sie schluchzte, daß er ihr Beben an seinen Knieen fühlte.

„Solche Scenen, Frieda! Sie sind doch eine verständige Person. Wir sind ja wieder wie vorher."

„Nie, nie! Wär ich doch tot, ich hab nichts mehr, gar, gar nichts —"

„Und Ihr Kind! Denken Sie nicht daran?"

„Sein Sie still!" Sie war wie außer sich, sie krümmte sich auf dem Boden und schlug nach ihm.

„Weg, ich mag Sie nimmer, ich seh' Sie jetzt, wie Sie sind" und wieder neue Ausbrüche des Weinens und neue Anklagen.

Er riß sie vom Boden auf, preßte ihre Hände gegen einander und zwang sie ruhiger zu werden.

„So, jetzt hören Sie mich an. Jeden Vorwurf weise ich zurück, wir haben uns nichts vorzuwerfen. Ich sehe nur die Sache anders an wie Sie. Sie finden ein Verbrechen, wo ich eine Notwendigkeit sehe, das sind Auffassungen. Ich aber will mit Ihren Auffassungen nicht weiter belästigt werden, das verstehen Sie doch? Gut, ich kann das Ganze aus meinem Gedächtnis streichen und Sie bleiben mir ein lieber Kamerad —.

Sie schüttelte den Kopf. „Das wollen wir sehen. Gehen Sie jetzt ruhig in Ihr Zimmer und ziehen Sie sich an, oder schlafen Sie, oder denken Sie an einen anderen Lebensplan, vielleicht hilft das."

Er machte ihr die Thüre auf und sie ging fast mechanisch die ersten Stufen hinauf.

„Kommen's jetzt zu uns, Freil'n Baronin?"

Zweimal mußte sie der Sylphiderich anreden, bis sie verstand, was er wollte.

Und da war's ihr noch nicht recht klar. Sie sah an sich herunter, fuhr sich durchs Haar, ganz hilflos.

„Ich bitt' recht schön, nur a weng, ich muß zum Herrn 'nüber und die Frau is gar net gut beisamm."

Es war doch alles gleich. Sie ging mit ihm. Ganz leis tappte er auf seinen großen Plattfüßen voran.

„'s Mäderl schlaft," machte er wichtig, einen Zeigefinger in die Luft gereckt.

Blaß und gleichgiltig lag die arme Sylphide in ihren rot- und weißkarrierten Kissen, neben ihr in einem Korbwagen das Kind. Die Luft war dick und stickig, alle Fenster geschlossen und das Zimmer voll der größten Unordnung.

„D' Freil'n Baronin bleibt a weng bei Dir, hörst? Verzeih'ns halt die Unordnung und sind's so gut!"

Die Sylphide machte ihre runden Augen nur ein wenig auf, sie schien schwach und halb im Schlummer, Frieda setzte sich neben das Bett, stumpf und gleichgiltig.

War sie hier oder dort, alt oder jung, sagte sie dies oder das, that sie dies oder jenes, es war ja gleich, ganz

gleich. Das war so, das blieb so. Nun sollte es ebenso weitergehen. Nach wem fragte sie, wer nach ihr? Sie wollte gar nimmer drüber weg kommen, sie schleift sich weiter im Leben, im Stumpfsinn, wie das arme Tier drinnen im Bett. Verhetzt und geprügelt und zuletzt —

Ja, die hatte jetzt einmal Ruhe. Die paar Tage Frieden waren teuer genug erkauft für sie und wer weiß ob der Mann — vielleicht prügelt er sie im Bett! Wie scheußlich war das alles. Hatte denn dies arme Weib gar nichts? Gar, gar nichts? Nein. Nicht einmal ihre Ruhe. Da rührte sich das Kind und gleich fuhr sie in die Höhe. Also nicht einmal das! Sie beruhigte die Frau und legte das Kind anders. Mit Widerwillen that sie es, sie haßte es förmlich, daß es der Armen die Ruhe nicht gönnte. Sie saß da und schaute mit finstern Augen in den Korbwagen hinein. Nicht rühren! Wenn es nur eine kleine Bewegung machte, gab's ihr immer einen zornigen Stich. Sie wußte wohl wie das war, so daliegen und zu Tode erschöpft sein und von der Pflicht immer wieder in die Höhe gejagt, gepeitscht zu werden! Da hatte es die da drinnen noch gut. Die war eine Frau, ihr Kind war legitim und sie saß an ihrem Bett und hatte doch wenigstens einen Funken Sorge und Mitleid.

Wer saß denn an ihrem Bett? Wer hatte sich denn um sie gekümmert? Als Geschäft war es abge-

macht und als Geschäft ausgeführt. Fremde Gesichter, fremde Stuben, fremde Gefühle. Und was sie jagte und verzehrte in ihrem Bett, in dem einsamen Försterhaus! Da hatte es die noch gut! Wußte die was von durchweinten, durchsorgten Nächten, von Scham und Ekel und Sehnsucht und Abscheu vor sich selbst?

Der Kerl, der Mann hatte doch wahrscheinlich Angst ausgestanden bei dem schmerzlichen Ringen seines Weibes. Die Ihren wären ja froh gewesen, wenn sie zu Grunde gegangen wäre! Dann hätte sie die „Familie“ nicht kompromittieren können. Ihre Hände krallten sich in die Falten ihres Kleides.

Sie schaute mit förmlichem Neid nach dem Proletarierweib. Natürlich! Alle, alle, nur sie nicht, nur sie nicht.

Da hockte sie und verbohrte sich mit hungriger Gier in die Gedanken, grub ihre ganze Vergangenheit aus und geißelte sich damit.

Sylphide rührte sich, das Kind hatte mit seinem dünnen Stimmchen schmerzlich zu weinen angefangen. Gleich wollte sie sich aus dem Bett nach dem Wagen beugen, aber Frieda hinderte sie.

„Mei Mäderl, geben's mir doch mei Mäderl.“

Frieda reichte ihr das winzige Bündel und mit halber Scheu schaute sie auf die verschrumpften Fingerchen und das rotbraune, haarlose Köpfchen.

Sylphide küßte diese mageren Händchen, bettete das Kind neben sich und sah stolz und glücklich aus.

Diese kleine, häßliche Kreatur hat Liebe und Du? — und Du?

Sie hätte das Kind der Frau aus den Armen reißen können. Alle hatten jemanden, nur sie nicht.

Nur sie nicht. Und ihr Kind?

Das war ihr auf einmal wie ein Schlag auf den Kopf. Dies armselige kleine Wesen lag warm gebettet neben der Mutter. Was für ein Leben hatte denn ihr Kind? Wußte sie's? Gleichgiltig, was ging das sie an? Sie hatte wahrhaftig genug drum ausgestanden!

War denn das Geld nicht regelmäßig geschickt worden von ihr und reichlich? Daß es gesund und stark war wußte sie auch. Ihr Kind! War's denn das ihre? Sie wußte nichts weiter von ihm, sie wollte nichts wissen. Es war ein fremdes Kind. Wie es aussah, wie es lachte und weinte, das ging doch sie nichts an? Sie hatte keine Sehnsucht, nie, nie, Furcht ja, sie hielt sich die Ohren zu, sie wollte nichts wissen, nein, nein! Jetzt fing der kleine Wurm auch noch zu schreien an! Herrgott und so bitterlich!

So, so, genau so hatte das Kind geweint an dem letzten Tage. — Dort lag's und schrie und wimmerte und sie sorgte sich nicht drum. Es war's, es war ihr Kind! —

Sylphide hatte etwas gesagt: „Was, was ist? — Ja so, helfen. — Gleich, gleich. Gern. Was denn? Das Kind — ob es nicht vielleicht trinken will?"

„Ja, ich helfe, wir versuchen's".

Und nun liegts da an der Brust und saugt und saugt gierig und wie sie's anschaut! —

„Es kriegt was! Es mag was! O mei Mäderl! Alles is gut jetz. Alles will i aushalt'n, wenn ma 's Kinderl bleibt. Liegt mir an gar nix was. Schaug'n Sie's nur an, wie nett als is, o mein Freil'n!"

Frieda kann es nicht mehr sehen, kaum kann sie sprechen, sie will der Frau zulachen, aber ihr Mund ist verzerrt und ihre Hände werden eiskalt.

Nun weint's wieder so schmerzlich!

Ihr Herz schlägt, daß ihr grüne Lichter vor den Augen tanzen, sie muß nach dem Bettpfosten langen. Das Kind ist ihr Kind. Ist ihr Kind. Nach ihr weint's und ruft's.

„Alles kann ma aushalten. So a Kinderl, o mei Freil'n so a Kinderl".

Frieda hört nichts mehr, fort, fort hinaus! Wieder die Treppen hinab, die Thüre auf und keuchend, schreiend, erlöst: „Ich hol' mein Kind!"

Da kommt das Weinen über sie, ein lösendes, stilles, tiefes Weinen.

Huller störte sie nicht, ließ sie ausweinen. Zuerst

hatte er spöttisch für sich gelacht und die Cigarette von einem Mundwinkel in den anderen geschoben: „So, so! hm, hm!“ Weiter nichts.

Mochte sie jetzt weiter heulen, ihm war's gleich, sie würde schon wieder aufhören, er konnte ja arbeiten während der Zeit. Aber es ging doch nicht recht. Er mußte zu ihr hin.

„So, so, Frieda. Ja, ja. — Vielleicht ist es gut, sehr gut vielleicht. Freilich a bis'l arg g'schwind! — Probieren wir's halt einmal. Und frisch jetzt! weil's so weit ist. Fertig gemacht und nicht aufgeschoben. Vielleicht — vielleicht! Na ja — also — los!“

In eine Stunde kam sie reisefertig wieder.

„Eins noch Frieda. Nix Hals über Kopf. Anschauen zuerst und nicht gleich mit hernehmen. Versprechen Sie mir das, nicht? Außer Sie können nicht anders, natürlich. Aber wer weiß ob Sie das Kind mögen. Sind auch so Sachen das, Mutterliebe, Kindesliebe, steckt viel Einbildung und viel Überkommenes drin, mein' ich“.

„Alles k annma aushalt'n, so a Kinderl“, sie hört wieder die arme Sylphide und wehrt ihn lächelnd ab.

„Und dann, ob Resi und das Kind auskommen? Können sie denn Resi überhaupt behalten?“

„Ich habe sie doch heute fortgeschickt“.

„Sie! — Aber Frieda! Wo ist sie denn jetzt?“

„Weiß ich nicht, ist mir auch gleichgültig“.

„Aber denken Sie doch! — s'ist schade um das Mädel! — Der Kerl — Sie wissen's wohl nicht, ist der Weidner selber. Und er ist verheiratet. Schade, schade um das Mädel und bei Ihnen wäre sie wenigstens — Sie wissen's wirklich nicht wo sie ist?“

„Wirklich nicht“.

Sie mußte sogar lachen über seinen Eifer. Wie fremd er ihr war. Ruhig konnte sie ihm Adieu sagen und ihm ruhig die Hand geben. Ganz allein ging sie zur Bahn.

Der Tag wurde schwül und drückend wie die Nacht vorher. Am Morgen schon war eine dunkle Wand, haarscharf abgeschnitten über den Bäumen des englischen Gartens gestanden, während der übrige Himmel im unbefangensten Blau glänzte. Gegen Mittag rannten ein paar hastige Wolken daher, weiß und zerzaust. Dazu war ein leichter Wind gekommen. Ganz zögernd, ganz heimlich fing er an, wurde plötzlich heftig und legte sich wieder ganz plötzlich. Nur die Wolken flogen immer dichter droben, es wechselte beständig mit hellem Sonnenschein und trübem Licht. Huller wollte fortgehen, es war heute gar nichts mit der Arbeit, dies wechselnde jähe Licht und seine Hand war unruhig und er war mißmutig. Die dumme Geschichte mit Frieda! Sie steckte ihm doch

drin. Es war albern von ihm ihr zu raten das Kind zu holen. Viel besser hätte er sie abgehalten, das wurde wahrscheinlich wieder so eine übereilte Geschichte wie mit Resi. Ein schreckliches Frauenzimmer war sie doch, die konnte einen ja verrückt machen!

Da hatte er's, auch mit dem Spazierengehen war's nichts! Ärgerlich warf er den Hut auf den Tisch, es fielen schon dicke Tropfen und ein Windstoß raste daher, daß der Weidenbaum im Hofe sich bis zur Erde neigte. Ein ganzer Schock Wolken drängte sich am Himmel, es wurde dunkel und ein sausender pfauchender Ton, der bis zu einem donnernden Gebrüll stieg, dröhnte vom englischen Garten her. Kaum vermochte Huller seine Fenster zu schließen so raste der Sturm daher. Große weiße Papierstücke flogen hoch in der Luft vorbei und drehten sich über Bäume und Dächer, schwere Stücke dicken Packpapiers tanzten schwerfällig nahe am Boden, Blätter und Blüten wirbelten am Fenster vorbei. Nun fiel auch der erste Blitz und lohte aus der grauen weichen Wolkenmasse, die unbeweglich über dem Haus zu stehen schien, ein paar leichte Dunstwolken flogen unter ihr weg. Dann krachte der Donner, daß die schlecht schließenden Fenster klirrten, die Bäume ächzten und brausten, der Sturm riß und schüttelte an den Läden, die Wetterfahne auf dem Haupthause wirbelte kreischend herum, ein Laden krachte auf und zu, Blitz um Blitz

und Donner um Donner, der Himmel kam immer näher und immer noch fiel kein Regen; nur die paar Tropfen, die wie geschleudert niedersausten. Auf einmal peitschte es den Regen förmlich gegen die Fenster, man sah nimmer durch die Scheiben, das prasselte mit einem förmlichen Geknatter dagegen. Immer schneller liefen die Tropfen, immer dichter wurde der Regen, dazu krachte der Donner weiter und Blitz um Blitz warf rote Lichter durch die düstern Fenster. Huller lag auf dem Divan, er hatte sich eine Cigarre angezündet, eine extrafeine, von Frieda's letztem Geld. Sie war wirklich vorzüglich im Geschmack, er lag behaglich und sah direkt ins Wetter und blies den Rauch in die Höhe. Fein bläulich gekräuselt stieg er auf, schwebte, breitete sich zu einem dünnen vibrierenden Schleier aus, bis ein dichterer gelbbräuner Dunst nachkam und ihn täppisch zur Seite drückte, über der Rauchschicht sah man den Weidenbaum wie verrückt mit seinen grünen Ästen in der Luft herumfuchteln. Ein verdammtes Wetter eigentlich für Frieda. Sie mußte wohl unterwegs jetzt sein mit der Post. Er betrachtete nachdenklich seine Cigarre. Ach was!

Da war ihm die Laune wieder einmal verdorben. Er holte sich Tolstoi und versuchte zu lesen.

Um zwei Uhr bekam er Besuch von einem Bekannten, den es im chinesischen Turm, drunten im englischen Garten eingeregnet hatte. Der paßte ihm heute gerade.

Er empfing ihn so herzlich, daß der andere ganz erstaunt war, an Huller war er das nicht gewohnt. In heiterster Stimmung gingen beide später ausschauen ob sie irgendwo noch was zu essen bekämen.

Frieda traf nach drei Tagen wieder ein. Es war schon Dämmrung aber doch sah das Haus, daß sie nicht allein war. Der Kakadu war durch die letzten Vorgänge wieder zu einer Merkwürdigkeit geworden. Wirklich, ein kleines Mädchen hatte sie mitgebracht! Ein ganz sonnenverbranntes Kind mit dicken Zöpfen und langen Bauernröckchen und es trug keinen Hut. Der Bengel hatte es natürlich zuerst gesehen.

„Der Kakadu hat a Kakaduerl mit'bracht" schrie er außer Atem und voll Freude zum Zimmer hinein. Sein Papa jedoch schien die Freude nicht zu teilen.

„Drück' Dich und kümmre Dich um Deine Sachen".

Er war verstimmt. Sein Haus war ein anständiges und er duldete zweideutige Personen durchaus nicht darin, auch nicht im Hinterhaus. Und eine zweideutige Person war Frieda seit das Kind aufgetaucht war. Das ließ er ihr auch merken, als sie ihm in der Frühe gleich die Mitteilung machte, daß das Fräulein fort sei und sie das Kind zu sich genommen habe. Er stand nicht auf, der mächtige Pascha, blieb fest in seinem Lutherstuhle sitzen und wippte sein Papiermesser hin und her. Als

sie ausgesprochen, sah er angelegentlich nach dem Thermometer, das in der geschmackvollen Form einer Streitaxt über seinem wuchtigen Eichenschreibtisch hing und sprach mit ihr, ohne sich nach ihr zu drehen.

„Ich bin über alles bereits unterrichtet. Über alle Vorgänge. Sie werden einsehen, daß mein Haus nicht für Sie paßt. Betrachten Sie dies als Kündigung, Sie können also nächsten Monat gehen".

Frieda war blaß geworden, das hatte sie nicht erwartet! Dann kam ihr der Trotz. Sie legte den fälligen Mietzins auf die Ecke des Schreibtisches.

„Ich werde heute noch gehen, gleich, hier — —"

Und ohne eine Antwort abzuwarten rannte sie in ihre Wohnung vor das Bett des Kindes, das sie mit verschlafenen Augen anschaute, dann aber die Ärmchen um ihren Hals legte, den Kopf dicht angeschmiegt.

„Mutter magst mi?"

Am Nachmittag hatte sie nach langem Suchen am Ende der Stadt eine Wohnung gefunden. Nichts passendes gerade, aber sie war stumpf geworden und ihr kleines Mädchen müde.

„Nein Herz, nein, wir gehen jetzt heim." Es war ja gleich, wenn sie nur draußen fort war und das Kind für sich hatte. Es sah so hübsch aus mit seinen schönen neuen Kleidchen. Und wie ihm die Augen glänzten von all dem Neuen, und wie es sich an sie

schmiegte und Schutz suchte und ihre Hand nicht losließ! Und in der Nacht, wie es sich angeklammert hatte und sie geküßt. So viel Liebe, so viel!

Gegen Abend wurden ihre Möbel fortgefahren und sie kam aus den leeren Stuben mit der Kleinen. Das hatte ihr noch zuletzt weh gethan, die kalte, tote, fremde Wohnung. Wie wenn sie nie Teil genommen an ihr, an ihren Leiden und Freuden, an ihren Kämpfen und ihrem Glück, gleichgültig, sie von sich stoßend.

Sie konnte die Sylphide nicht mehr sehen, sie hatte Scheu vor ihr. — Bei Huller ging's ganz leicht. Da die Kleine dabei war nahmen sie förmlicheren Abschied als sie wohl sonst gethan. Er hob das Kind in die Höhe, küßte es und betrachtete sein rundes, verbranntes Gesicht.

„Ein reizender Kerl". Dann nahm er ihm noch den Hut ab. Gerade über der Stirn bäumte sich ein Büschel krauser blonder Härchen. Huller zupfte es daran und beide mußten lachen.

„Kakadu" sagte er und streichelte dem kleinen Mädchen über den Kopf.

„Ja auch einer" sagte Frieda und sie lachten herzlich. Die Kleine wollte durchaus nicht warten, sie zog und zupfte Frieda fortwährend am Rock.

„Wenn Sie sich nur daran gewöhnen können". meinte Huller, „die wird Sie tyrannisieren".

„O nein! Was wär's auch? Die hat mehr fertig gebracht wie Sie, die hat mich frei gemacht, erst die, gelt kleine Maus? Früher, oh, ich hätte mich geschämt, aber nun ist alles, alles anders".

Einen Augenblick zögerte sie, dann streckte sie ihm die Hand hin und wurde rot wie ein junges Mädchen, stockend sagte sie:

„Und Sie, nicht schlecht denken, nicht schlecht! und zu Keinem reden — nein, nein, ich weiß, verzeihen Sie!"

„Ich — nein! natürlich! aber Frieda! — Na, ich komme also bald nachsehen wie's Euch geht, in Neuhausen draußen, Herrgott der Weg! Und Resi? Sie wissen noch nichts? — Ja, ja gewiß komm ich bald und das Geld, — natürlich das Geld, ist sicher Frieda und recht bald bin ich da".

Er wollte mit zum Thor gehen, aber Frieda lehnte es ganz entschieden ab.

„Na also! Adieu! Ich komm' ganz gewiß".

Aber er kam nie. Der Kakadu war viel zu weit weggezogen.

Prinzessin auf der Erbse.

. . . .

„Nun sahen sie ein, daß sie eine wirkliche Prinzessin war, weil sie durch die zwanzig Eiderdunenbetten hindurch die Erbse verspürt hatte. So empfindlich konnte Niemand sein als eine wirkliche Prinzessin.

Da nahm der Prinz sie zur Frau, denn nun wußte er, daß er eine wirkliche Prinzessin besitze, und die Erbse kam auf die Kunstkammer, wo sie noch zu sehen ist, wenn Niemand sie gestohlen hat.

Sieh, das ist eine wahre Geschichte." — —

„Aber Du hörst ja nicht zu, Du!"

„Ja, — ja freilich Ernst, ich hab' alles gehört."

„Nein, Du hast geschlafen, thatsächlich geschlafen."

„Unsinn, ich war ganz wach, ich hockte nur so, weil —

„Ah, bah Blech! Ich hab's g'rad gesehen. Dann sag' mir nur gleich, um was es sich gehandelt hat."

„Um das Märchen halt von der, die im Regen vor dem Stadtthor stand und sagte, sie sei eine Prinzessin."

„Und? —"

„Was?"

„Was noch? — Weiter, weiter!"

„Herein wollte sie halt und wollte ein Bett, weil sie's fror und — und —“

„Ja, das ist der Anfang, da hattest Du Deine Augen noch offen, ich weiß es ganz genau. Aber jetzt kannst Du sicher nicht weiter, du Erzschwindlerin.“

„Jawohl, kann ich, jawohl!“ Du läßt einen ja gar nicht ausreden, nicht besinnen —“

„Also ich werde mich ganz stumm verhalten wie ein Karthäuser.“

„Ach nein, Du, das kannst Du nicht, nein, nein! Und was ist das, ein Karthäuser?“

„Ein Karthäuser ist derjenige, welcher —

„Du mußt doch stumm sein!“

„Wenn Du einen aber frägst und so idiotisch bist!“

„Das merkt der Mensch gar nicht! Ich wollte Dich eben zum Reden bringen!“

„Damit Du deine Geschichte nicht zu erzählen brauchst! Kennt man. Also?“ —

„Wenn Du immerfort redest, vergesse ich sie natürlich.“

„Unglaublich! Frauenzimmer, Frauenzimmer, ich sag' Dir — — bemogeln gilt durchaus nicht; so zieht sie sich aus der Schlinge.“

„Nein, das gilt nicht, das gilt nicht! Du darfst einmal nichts sagen, Du hast zu schweigen.“

„Und Du zu reden.“

„Ich wette, Du kannst nicht ruhig sein.“

„Oho! — Und ich, Du kannst nichts erzählen. Um was wetten wir, Maus?“

„Still sein, sag' ich, jetzt komm ich —“

„Sag' nur nicht: „sagt der Hanswurst!“ Denn das hast Du sagen wollen. Gewiß, gewiß. O, ich weiß es so sicher. Ich kann das nicht leiden, und immer wieder kommt's.

Unausstehlich! Du weißt doch, daß ich diese Sachen hasse, daß sie mir in den Tod zuwider sind, warum nur —“

„Jetzt mag ich auch nichts mehr erzählen.“

„Wissen wir. Dann gewinne ich eben die Wette, meine artige Gnädige, weiter nichts.“

„Wie wenn wir überhaupt gewettet hätten, so richtig. Und dann hast Du sie schon lang verloren, Du Schaf!“

„Nun sollst Du sie eben auch verlieren, ich möchte es zu gern, kleine Maus! Weißt Du danach — das ist dann immer so schön — —“

„Also wo war ich?“

„Gelt, Du weißt's nimmer!? So schlag doch los!“

„Ja, hm! etsch! Weiß ich's. Wo die Person, die Prinzessin, windelweich war vor Regen und herein wollte und der alte König aufmachte. Und weiter weiß ich auch noch. Es war recht dumm. Denn ein König macht die Stadtthore nicht auf und schon gar nicht,

wenn es regnet. Lach doch nicht so, — so eigen, es ist doch dumm, und es ist dumm. Weil eine Königin nicht die zwanzig Matratzen und zwanzig Eiderbetten"

„Eiderdunenbetten sagt man —"

Ach Gott! — also Eiderdunenbetten selbst herrichtet, weil solch ein Bett so hoch wird, daß man den Kopf an die Decke stößt, da kann doch kein Mensch schlafen! Und daß die verweichte Prinzessin auch noch die Erbse durchgespürt hat, das ist doch zu dumm, erzdumm ist's, das gibt's einfach nicht! Und der Prinz hat sie deswegen zur Frau genommen, — so, so, so dumm! — Hab' ich's jetzt gewußt oder nicht? Jetzt will ich Dir's aber auch sagen, daß ich doch beinahe eingeschlafen wäre, weil es wirklich zu langweilig war. Warum liest Du mir auch solches Zeug vor? Ich bin doch kein kleines Kind, ich glaub's doch nicht!"

„Warum ich es Dir vorlese? Damit Du es nicht verstehst, das ist eben der Witz. Ich werde mich hüten in Zukunft."

„Aber Schatz, aber Schatz warum bist Du denn jetzt böse? — Schau mich nicht so an, deine Augen thun mir weh. Ich hab' doch nichts gethan? Weißt Du, wenn Dir die Märchen gut gefallen, lies sie nur wieder, ich schlafe nicht, Herzensschatz, nein, ganz gewiß nicht. Ich kann sie dann alle nacherzählen."

„O, wie ein Papagei, das kann die Gnädige."

„Was hab' ich denn nur gethan, warum bist Du so zornig, ich weiß nicht — —"

„Das ist's eben, daß Du's nicht weißt."

„Vielleicht wenn Du mir bei so was ein bisl helfen wolltest mir erklären, ich hab' doch am Ende nicht Recht und es ist doch nicht so arg dumm."

„Hör' auf! Ich kann das Gerede nicht haben."

„Sag' mir nur, warum Du gar so bös bist. Sei wieder lieb!"

„Warum bist Du bös, sei wieder lieb! es ist zum Rasendwerden! Ich hab's satt, genug, genug bis daher. Rühr' mich nicht an, ich will nichts wissen jetzt, gar, gar nichts wissen."

Da war er schon fort, hinaus in die Dämmerung. Wie es regnete! Die Tropfen knatterten ordentlich gegen die Scheiben und die Dachrinne spie und plätscherte heute schon stundenlang. Ohne Regenschirm. Oh, es war schrecklich! und wie zornig er war! Wenn sie ihm nachlief und den Schirm brachte? Elisabeth schüttelte den Kopf. Nein, nein, sie wußte wie das wieder wurde, wenn er so war. Er war es im Stande und schlug ihn ihr aus der Hand. Was er nur hatte! Traurig ging sie zum Fenster und hob den Vorhang von den kleinen Scheiben. Beinahe ganz dunkel war's draußen. Aber sie sah ihn noch den Berg hinaufrennen gegen das Dorf droben, gegen Margreten zu.

Was hatte sie nur wieder gethan!? Das that so weh, daß sie gar nichts wußte und ratlos suchte, was ihn so hart gemacht! Wie gern wollte sie ihm nachlaufen, stundenweit, und ihn bitten, sei mir wieder gut, sag' mir, was ich gethan, wenn er sie nur wieder ansah mit den lieben Augen — —. Und es fing an sie in der Kehle zu drücken und die Thränen kamen langsam, dann immer schneller und sie tastete sich vom Fenster weg durch das dämmernde Zimmer nach dem Divan. In die Ecke gekauert, schluchzte sie und ließ sich willig von ihrem Schmerz stoßen. Er that ihr Unrecht, warum kam er denn oft ganz plötzlich in Wut und behandelte sie dann ungerecht? Oh er war garstig, recht garstig mit ihr. Sie streichelte sich förmlich selbst vor Mitleiden. Und so kurz erst verheiratet sein, kaum ein paar Monate! Sogar im Anfang war er schon einige Male furchtbar zornig gewesen, in der Stadt drinnen, als Freunde bei ihnen waren. Da heraußen auf dem Land war es ja besser, nur manchmal, wie wie vorhin —

Wenn das so fort ging! Was für ein Leben! Warum hatte er sie denn nicht lieber bei den Verwandten gelassen auf dem Gut? Hätte er sie halt nicht geheiratet, sie hatte ihm doch gesagt, daß sie nichts von der Stadt wisse und nichts von seinen gelehrten Sachen.

„Du kleine, dumme Maus, was brauchst Du denn das zu wissen? Du sollst mir doch nicht denken helfen! Lieb sollst Du mich haben, recht, recht lieb, oh es wird so schön werden.“

Genau das hatte er zu ihr gesagt, und jetzt war sie ihm doch nicht recht so, wie sie war.

Alles wollte sie ja für ihn thun, wenn er sie nur lieb hatte. Nur ein wenig, nicht so arg wie sie ihn, das konnte er nicht, das war ja gar nicht möglich!

Die Dunkelheit kam schnell an diesem stürmischen Märzabend, kaum unterschied man noch die Gegenstände im Zimmer in ihren verschwommenen Umrissen. Breit, wie schläfrige Ungetüme hockten die Kommode in der Ecke und der Schreibtisch am Fenster. Nur die Dielen schimmerten hell und der weiße Maueranstrich. Durch die Scheiben sah man die Bäume vor dem Hause wie im Zorn in der Luft herumfuchteln und es platschte und platschte immerzu. Kühl wurde es auch, Elisabeth fröstelte in ihrer Ecke; wenn der Wind an den Fenstern riß und am Scheunenthor knarrte, jagte es ihr eiskalte Schauder über den Rücken.

Die Bäuerin, das Nannei, hätte wohl nachschauen können, ob sie kein Feuer brauche, selbst wollte sie keines machen, es war doch alles gleich, denn ganz gewiß er liebte sie nimmer. Ganz gewiß.

Warum hatte er sie denn überhaupt geheiratet?

Sie setzte sich aufrecht, halb knieend starrte sie mit aufgerissenen Augen in das Dunkel.

Warum? Warum?

Sie hatte sich so sehr gefreut mit ihm bei den Bauern zu wohnen, bei seinen alten Freunden, dem Ani und seinem Nannei, und nicht mehr in der großen Stadt, wo sie seine Bekannten alle anstarrten, wo alles dumpf und eng war, keine Bäume, keine Blumen —

Ach der Tag, an dem sie kamen! Ein ganz warmer, sonniger Märznachmittag, staubig, die Berge dunkelblau, das Thal hell und wie frisch gewaschen. An der Bahn war der alte Ani mit der grünen, feiertägigen Pfeife und der Spitz Romano, der Ernst gleich bis an den Hals sprang vor Wiedersehensfreude. Und das ganze, kleine, wohlige, warme Bauernhaus mit der Holzaltane und dem breiten Dach war festlich geputzt vom Nannei. Da durfte sie nun ihre zwei netten Stuben einrichten! Die blitzblanke Freude am Neuen kam ihr wieder, das sie mit vollen Armen umschloß und an sich drückte — heimlich schlich sich leis pochende Sehnsucht ein. O wieder so reich, so sorglos sein, voll dankender Liebe, voll strahlenden, kaum zu umfassenden Glückes! O erste Tage voll verschwiegener Zärtlichkeit, voll heimlichen Jubels, geborgen in den niederen Bauernzimmern.

Elisabeth kam ins schaukelnde Fahrwasser der

Wemut. Von der „Stubn“ drunten tönte Anis Zither herauf, wie eine beschwichtigende Begleitung zu ihren Gedanken. Was sie nur hatte! Es war ja noch alles da! Drunten saßen sie um den großen Tisch Ani und die Nachbarburschen, rauchten und spielten dazu, das Heerdfeuer prasselte und Nannei kochte — wie immer. Die würden sie schön auslachen, daß sie im Finstern saß und heulte! Schnell stand sie auf und zündete die Lampe an. Alles sah anders aus, sowie sie Licht hatte. Die Bauern-Kommode mit den blinkenden Griffen, Ernst's großer Schreibtisch mit den vielen Büchern und Heften und Photographien, ganz behaglich und stolz dabei reckten sie sich in der Stube, das Ticktack der Wanduhr klang halb spottend: na — na — na! Sie schämte sich wirklich. Wenn Ernst zurückkäme! Herrgott! kein Feuer im Ofen, kein Tisch gedeckt, kein Abendbrot! — Schnell, schnell jetzt. Sie war wirklich albern gewesen. Warum sollte Ernst nicht einmal verstimmt sein? Den ganzen Tag war er nicht aus dem Hause gekommen, kein Brief kam, keine Zeitung. Er mußte nun auch anfangen zu arbeiten, nicht immer Unsinn mit ihr machen und sich herumtreiben. Sie kannte wohl die Wichtigkeit, seine Doktorarbeit! Mit Ehrfurcht ging sie um die schon lange hergerichteten Bogen, fast hätte sie ihnen eine Verbeugung gemacht. Da kam ihr der Stolz. Was er alles wußte und hatte so ein dummes, kleines Mädel

lieb! Sie! Ja, er hatte sie lieb. Das schlich sich auf leisen Sohlen heran, begehrte Einlaß und machte sie glücklich, übermütig. Beinahe hätte sie das Nannei umarmt, das mit einem Arm voll Tannenästen zum Feuermachen kam. Er mag mich doch! Das sang und klang und tanzte in ihr zur Zither, zum summenden Theewasser und dem Geknatter im Ofen. Sie freute sich ordentlich, daß es draußen noch stürmte und goß, um so behaglicher würde Ernst es bei ihr finden.

Der Tisch war schön in Ordnung, die Speisen lecker und appetitlich, sie stellte sich mit gerecktem Halse, um alles zu übersehen. Wenn etwas fehlte:

„Leichtsinn!", wenn etwas krumm oder verkehrt lag „Rustica", wenn es nicht gut zubereitet war „Kameel". Und sie ging um den Tisch herum, sagte sich die drei Lieblingswörter vor, ganz so gewichtig wie Ernst sie aussprach und tippte sich dabei mit dem Finger auf die Stirn, gerade wie er es machte. Besonders beim Kameel verweilte sie, weil das seine Specialität war, dies innige Ruhen auf dem „m" in „Kammmmmmeel". Nein, ganz so schön brachte sie es nicht fertig. Er mußte es ihr heute noch sagen, wenn auch alles gut war, zur Belohnung.

Wenn er nur käme! Der Thee wurde ja schlecht, dunkel und herb, es war wirklich schon spät, er konnte doch unmöglich in der Nacht noch herumlaufen! Sie wurde schon

wieder unruhig. Sie hörte die jungen Nachbarburschen weggehen, die beiden Alten in die Kammer tappen und nun nichts mehr wie den Wind und Romano, der knurrend und zankend sein Strohlager zurechtkratzte.

Wo er nur blieb! Warum ließ er sie so allein sitzen, sie konnte ja gar nichts essen! Aber tapfer schluckte sie ihre Sorgen hinunter. Sie wollte lesen und gerade das, was er ihr heute gelesen. Vielleicht verstand sie's, wenn sie es recht oft und recht langsam las.

Einmal. — Elisabeth schüttelte den Kopf und las wieder, schüttelte ihn abermals, aber viel, viel langsamer, legte sich im Stuhl zurück, mit dem Finger fortwährend eine Locke an den Schläfen drehend, die Augen halb zugekniffen.

Plötzlich machte sie sie weit auf und wurde ganz rot im Gesichte, dann kamen Thränen, hilflos legte sie den Kopf auf die Arme und weinte und weinte.

Da! hörte sie nicht Schritte durch den Wind? Erschreckt flog sie auf, er sollte sie nicht so finden. Sie rannte nach dem Schlafzimmer, da hörte sie ihn schon auf der Treppe, geschwind die Kleider herunter und unter die Decke. Das Herz pochte ihr wie als Kind, wenn sie Unrecht gethan und auf Strafe wartete — er war im Zimmer. Eine Weile blieb er stehen, dann ein paar Schritte, unschlüssig — horchte er? Kam er zu ihr? Setzte er sich zum Essen? Sie hörte gar

nichts mehr, weil ihr Herz so viel Lärm machte. Nun kroch sie vorsichtig ans Fußende ihres Bettes, da konnte sie den Tisch sehen, durch die halb offene Thüre, wenn sie sich nur recht weit vorbog.

Richtig, da saß er. Mit dem Rücken gegen das Schlafzimmer und den Kopf in den beiden Händen. Sie mußte an sich halten, um nicht hinauszuspringen, ihm an den Hals, weil er so alleine saß —

Ernst konnte nichts essen, es hätte ihn gewürgt. Wie gut war er ihr wieder gewesen, wie hatte er sich nach ihr gesehnt! Den ganzen Weg zurück hatte er ihre Augen vor sich gesehen, die scheuen Kinderaugen, in denen tief das Weib schlummerte, ihr langes, knisterndes Haar hatte er geküßt und ihre Lippen, die so zaghaft wiederküßten. Und nun? — Es war ihr wohl nicht der Mühe wert gewesen, wegen ihm aufzubleiben? Die Geschichte von vorhin war ihr natürlich leid, weil sie sich gekränkt fühlte, ein paar Thränlein und dann ins Bett gekrochen, es schlief sich so wohl darauf wie immer. Diese verdammte Oberflächlichkeit, was sie ihm schon für Schmerzen gemacht hatte! Konnte er denn je etwas Ernsthaftes mit ihr reden? Von seinen Sorgen? Sie würde sehr erstaunt sein und zuletzt lachen. Sie war kindisch, sie war oberflächlich, sorglos. Da war er ja genau wieder auf demselben Punkte wie vorhin. Nicht der Streit hatte ihn fortgetrieben, der kleine Ärger. Sie wurde

nie das, was er erwartet hatte. Keine Ernsthaftigkeit, fand er, kein großes warmes Mitempfinden, sie wurde kein Weib. — Und doch, und doch! Sie war scheu und schamhaft am Ende. Warum lag in ihren hastigen, fast eckigen Kinderliebkosungen so viel Glut und Wärme, so viel zurückgedrängtes Sehnen? Und dabei dies Unreife, Naseweise, das ihn hart und grausam machte, daß er an all ihre warme umschließende, zaghafte Liebe denken mußte, an ihre händeküssende Zärtlichkeit, um sie nicht zu hassen.

Vielleicht hatte er ihr ein Unrecht zugefügt, daß er sie von dort weggenommen, sie fand sich bei ihm nicht zurecht. Oder ein Unrecht gegen sich, weil sie ihn hemmte. Jetzt, wo er so viel mit sich zu thun hatte, hätte er eine Verstehende, Helfende gebraucht. Sie, die Andere, bei der er den Glauben an sich gefunden, ihr hätte er seine Sorgen klagen können, nie diesem Kind.

Bis zwölf saß er auf, ohne sich zu regen.

Elisabeth kniete ebensolange starr vor Kälte auf ihrem Bett. Erst als er aufstand, kroch sie zurück.

Ernst zog sich im Dunkel aus. Elisabeth hörte wie er noch lange ruhig stand, ehe er sich niederlegte. Ihr Herz war voll Trauer und Angst. Was litt er? — Er litt durch sie. In Demut wollte sie vor ihm niederknieen und bitten, daß er es sage. Aber sie hatte keinen Mut, da

kam gleich dies Angstgefühl, dies Fürchten vor seiner Antwort. — Schlief er? Er rührte sich nicht. Endlich hörte sie ein Knistern.

„Gut' Nacht, Schatz", sagte sie zaghaft. Keine Antwort, er schlief wohl.

Ernst lag auf dem Rücken und horchte auf das Knarren der Bäume und das Ächzen des Hauses.

Der Regen hatte aufgehört und ein blasser Mond flog durch zerrissenes Gewölke. Er sah danach. Dies Jagen und Rennen und Hasten und Streiten bannte ihn.

Da schob sich etwas zwischen ihn und das kleine Viereck des unruhigen Nachthimmels.

Sachte Schritte kamen auf sein Bett zu, es tastete sich eine Hand auf die Decke, die seine suchend. Elisabeth. Ihre kalte Wange legte sich auf seine Finger, die gelösten Haare fielen darüber, sie kniete vor seinem Bett. Kein Wort. Sie schwiegen Beide.

Da fing ihre Hand an sich fester um die seine zu schließen, ihr Kopf hob sich.

„Ich verstehe es jetzt, Ernst."

Ganz anders, tiefer, tonloser klang ihre Stimme. Ernst fühlte wie seine Schläfe hämmerten, wie es ihn würgte, er wollte reden —

Da übermannte sie ihr Leid. Sie sprang auf, umschlang ihn mit beiden Armen und unter Küssen stammelte sie:

„Ich weiß, ich weiß, Du bist ein wirklicher Prinz und ich bin keine wirkliche Prinzessin und Du hättest mich nicht heiraten sollen. Aber ich hab Dich halt so lieb, so arg, arg lieb, behalt mich, behalt mich bei Dir!“

Wortlos zog er die vor Kälte und Aufregung Zitternde an sich, schlang die Decke um sie und konnte nichts sagen wie:

„O Du Kameel, ich hab Dich doch gern“ und vor Rührung schrie er es ganz laut.

Ein paar Wochen später. Elisabeth hatte schon am frühen Morgen den Kaffeetisch gerichtet und wartete ungeduldig, daß Ernst aufwache. Gerade heute schlief er so lang und es wurde solch wunderbarer Tag! Der Wind noch kühl, alle Wiesen glitzernd vor Tau, die lange Kette der Berge rein und umrißscharf am blauenden Himmel. Und überall Blüten und Blumen und Sonne, wie man da nur schlafen konnte! Ein paarmal schon hatte sie die Spiritusflamme angezündet und wieder ausgelöscht aus lauter Ungeduld, ein paarmal schon hatte sie unter der Schlafzimmerthüre gestanden, ein paarmal schon vor seinem Bette, hatte ihn fest angeschaut und lebhaft gewünscht, daß er aufwachen möge. Umsonst, ganz umsonst, er schnarchte weiter. Auch mit den Tassen und Stühlen machte sie Lärm, weil es doch nicht hübsch

ist, jemanden so direkt aus dem Schlafe zu wecken, nun öffnete sie alle Fenster des Wohnzimmers weit, daß die kühle Morgenluft mit lustigem Heben von Nanneis weißen Vorhängen hereinstürmte, und riß die Thüre der Schlafstube auf. Das half.

„Aber Maus, es zieht ja schauderhaft! Wie kühl hu!“

„O Du Langschläfer, stehst Du gleich auf, es ist zu prachtvoll draußen, wir müssen fortgehen.“

„Komm zu mir, ‚Morgen‘ sagen!“

„Nein, dann stehst Du erst recht nicht auf. Ich möchte wohl, bleibe aber standhaft draußen, mache das Frühstück und Du springst schnell, schnell aus dem Bette.“

Pumps, da hatte sie die Thüre zu und es war wieder pechdunkel, weil die dicken Vorhänge noch heruntergelassen waren.

„Es gefällt mir so gut in meinem warmen Neste, wenn Du die Thüre aufmachst. Dann sehe ich Dich und das Zimmer und die Apfelbäume vor den Fenstern und das Stück Wiese, geh Maus mach auf!“

„Wenn Du in Deinem Nest bleibst, so bleib nur auch in der Dunkelheit.“

„Also bleib ich im dunklen Erdteil und Du im sonnigen.“

„Nein! bitte wandere aus!“

„Fällt mir nicht ein, ich lege mich jetzt aufs linke Ohr und verlasse meinen Wigwam nicht."

„Dann bekommst Du kein Frühstück und ich gehe allein fort. Hörst Du? Das Wasser siedet schon!"

„Wenn Du fort gehst, nehme ich Deinen Erdteil in Besitz, usurpiere ihn — merk Dir das Wort! — und wenn Du zurückkehren willst, schlage ich Dich siegreich."

„O Du, das weißt Du noch gar nicht. Ich nehme alle Waffen mit!"

Und seinen alten Schläger, seinen Stock und ein Messer schwingend, stand sie auf der Schwelle zwischen den zwei Zimmern in ihrem hochroten faltigen Morgenkleide und den langen gelösten Haaren, von der Frühlingssonne umflammt.

„Weiche, Kriegsfurie!" schrie Ernst und versteckte sich zähneklappernd unter die Decke. Elisabeth aber riß die Vorhänge der drei Fenster zurück, dann fing sie an an der Decke zu zerren, in die Ernst sich festgewickelt hatte. Wenn sie an einem Ende Siegerin war, zog er schnell das Eroberte wieder an sich. So balgten sie sich lachend eine Zeit lang, bis Elisabeth ganz rot wurde und sich keuchend auf die Bettkante setzen mußte."

„Frieden im Land!" rief sie bittend.

Wie schön sie aussah in der Fülle von Licht, das von allen Seiten einströmte. So jung, so frisch, Leben

und Liebe begehrend, so frühlingstrunken mit den glänzenden Augen und dem halbgeöffneten Munde.

Nichts war an ihr was ihm weh that, ihn störte. Nichts Kleinliches, Unbeholfenes, Unsicheres, wie eine Verkünderin der Freude, des Lebens, der Liebe, des Frühlings stand sie vor ihm, das lag in der Haltung des Kopfes, bebte in den schlanken Händen, das sprühte aus ihren Augen, aus dem ganzen jungen Leibe — —

„Weib! Weib!“ flüsterte Ernst, nahm ihre Hände von seinen Schultern und drückte lange sein Gesicht hinein.

Dann war es wieder vorbei. Er schob sie dem Wohnzimmer zu, verriegelte die Thüre und schrie übermütig:

„Die Erdteile sind geschieden auf immerdar, der dunkle bleibt für sich.“

„Schaf, das ist doch kein dunkler mehr, ich habe ihm Erleuchtung, Civilisation gebracht.“

„Schau, schau die Maus wird gelehrt!“

„Wofür war ich denn im Institut?“

„Im Kindergarten meinst Du!“

„Du Unkultivierter,“ schrie Elisabeth und schlug mit den Fäusten gegen die Thüre.

„Du! Du! Das Wasser! Gelt es ist übergekocht?! Leichtsinn! Ich habe es gehört; wart nur, gleich

komme ich als wilder Mann aus dem erleuchteten Erdteil."

„Ich werde Dich schon zähmen!"

„Mit was?"

„Ah — ich weiß nicht, brülle nicht immer und wasche Dich."

„Nein, Du mußt es sagen. Mit was?"

„Mit — Blumen bekränzen!"

„Du, aber das hilft nichts, wenn man ein Wilder ist! Du hast auch keine."

„Weißt Du's? — Oder Feuertrank reichen" —

„Das eher."

„Oder — Dir etwas sagen, oh ich weiß was!"

„Was? — — Na?!? — Du!! — was?"

„Nichts, gar nichts!"

„Jetzt gleich sagst Du's."

„Es war Spaß, ich weiß nichts, woher soll ich denn etwas wissen?"

„Jawohl weißt Du was. Gleich sagst Du's. Vorwärts! ich will's wissen, gewiß sind Briefe da oder Bücher! So rühr Dich doch!"

„Der wilde Mann ist neugierig! O gar kein Brief und kein Buch. — So—o. Der Kaffee ist gleich fertig und ich habe so schöne frische Eier von den ‚Gackei' und dicken, dicken Rahm, und Honig von Anis Bienen und von Nannei ganz frisch gerührten Butter!"

„Gerührte Butter sagt man, daß Du Dir" —

„das nicht merkst und ich habe es Dir schon so oft gesagt und Du weißt, daß ich das nicht leiden kann und immer wieder sagst Du's — so wolltest Du sagen, nicht Ernst?"

Da war er schnell heraus und hielt ihr den Mund zu und küßte sie auf das Braunhaar, das in dem weichen Morgenlichte in goldigen und violetten Reflexen flimmerte.

„Und die Blumen? Und die Neuigkeit?"

„Die Blumen sind hier, ein ganz großer Strauß, noch voll Tau."

„Von wem?"

„Nannei brachte sie mir, ehe sie aufs Feld ging."

„Dir bringt doch alles Blumen und hat Dich gern, um mich scheeren sie sich den Teufel, seit ich Dich mitgebracht habe."

„Die wissen, daß ich alles lieb habe, was draußen wächst und sie mögen mich auch nicht mehr wie Dich, nur trauen sie sich nicht so, Du bist eben — der Prinz und ich keine —"

„Still und zwar gleich Elisabeth, sonst ist mir der Tag verdorben. Ich will nicht wieder davon hören, nimmer daran erinnert werden."

Nannei stand in ihrem „Gartl“, hielt die Hand vor die Augen und schaute den Staren zu. Kaum sah man sie in der Pracht der Apfelblüten, die kleinen, schwarzen, glucksenden Vögel. Ringsum blühten die Obstbäume. Wie riesige Sträuße sahen sie von oben aus blaßrot und weiß, die Landstraßen leuchteten weithin aus Saatfeldern und Wiesen heraus mit den Umzäunungen der Blütenbäume, die Dörfer ringsum waren untergetaucht, verschwunden unter der Fülle der blühenden Pracht. Weithin prahlten die Wiesen, strotzend grün mit bunten, gelben und roten und weißen Flecken.

„Aber Nannei heut ist es schön!“ rief Elisabeth, „schau nur, schau die Bienen!“ und jauchzend lief sie den Heckenweg weiter im dichten Grase. Nannei zeigte Ernst den Staren, der die brütende Stärin zärtlich fütterte. „Da geit's bald Junge, siehgst'n?“ meinte sie lachend und zwinkerte mit den Augen.

Elisabeth rannte noch immer an der Hecke hin, streichelte die Blätter, bückte sich zu den Blumen, schaute in die blühenden Baumkronen, breitete lachend die Arme aus und lief Ernst wieder entgegen:

„O wie glücklich, wie glücklich ich bin!“

Das Nannei drohte mit dem Finger und deutete schmunzelnd nach dem „Starl“.

„Du bist ja, wie wenn Du einen Rausch hättest, Kleine, ich hab Dich noch nie so gesehen.“

„Einen Frühlingsrausch wahrscheinlich. Als ob Du wüßtest, wie gern ich das alles habe. Noch viel lieber wie früher, weil ich in der Stadt eingesperrt war.“

„Du hast drinnen aber nie etwas gesagt.“

„Wozu denn? Ich war einmal mit Dir gegangen und —“ sie hielt inne, weil Ernst immerfort den Kopf schüttelte.

„Was ist los? War das dumm?“

„Nein, ich weiß nicht, Du bist ganz anders, so fremd, Deine Augen glänzen und man meint, Du möchtest tanzen vor Vergnügen.“

„Weil alles so wunder wunderschön ist, spürst Du's denn nicht da drinn? Ich möchte ja singen und schwätzen und lachen immer, immer und springen und laufen, weil's gar so schön ist. Ich kann's ja nicht recht sagen, aber alles freut mich und ich möchte die Bäume umarmen und die jungen Blätter küssen, die Blumen streicheln, daß sie da sind und die Sonne möchte ich auffangen und bei mir behalten, es thut beinahe weh — weißt Du, fest an mich drücken alles, alles. — Ach Gott es ist ja nicht so! Wenn ich Dir's erklären will wird's ganz anders, weil es nicht lustig ist eigentlich, weil mir die Thränen dabei kommen und doch ich glaube es kommt auch davon, daß ich Dich so gern hab.“

Sie nahm seine Hand und schaute ihn an.

Er sah ja fast aus wie wenn er zornig wäre! Die tiefen Längsfalten, die einen ganzen Wulst zwischen den Augenbrauen vorschoben —

Ernst war auch verdrießlich. Er wußte selbst nicht warum. Es that ihm beinahe weh, daß sie so fröhlich war, so für sich fröhlich, ohne ihn, ohne daß er etwas dazu gethan, ohne daß er ihr das Glück gegeben. Sie kam ihm fremd vor, er konnte ihre Freude nicht mitfühlen.

Und doch hätte er froh sein sollen sie so überglücklich zu sehen, er wollte es ja, gequält hatte er sie genug — ganz fest versprochen hatte er sich's in der Nacht, als sie so arm zu ihm ans Bett gekommen war, sie sollte glücklich werden, er hätte ja ein Unthier sein müssen, wenn —

Er legte den Arm fest um sie und sah sie bittend an. Wie ängstlich ihre Augen waren!

„Nein Maus, nein," sagte er zärtlich, da war sie schon wieder zufrieden.

Als sie oben bei der alten Kirche standen packte auch ihn die Frühjahrstrunkenheit. Das ganze weite Thal war voll Licht und Blüten. Wie ein Taumel des sich Entfaltens, ein süßes Geheimnis des Werdens stieg es auf, ein Gottesdienst der Schönheit, des Genießens, ein Jubel ohne Ende.

„Siehst Du's Ernst?"

„Was denn?“

„Das Haus drunten, unser Haus. Ganz allein liegt's, wie eine Einöde. Gelt wir brauchen auch niemanden, wir wollen nichts wissen von den Leuten und Du, Du denkst auch nimmer daran“.

„Woran?“

„An sie, Du hast viel von ihr erzählt. Weißt Du, die Du so arg gern gehabt hast und sie hat nichts gemerkt.“

„Nein Herz, ich habe ja Dich“.

„Und wir bleiben beisammen immer, immer?“

Ernst drückte sie fest an sich.

Wie gern hatte er sie wenn sie so ernst war!

Da fing sie plötzlich zu lachen an.

„Jetzt kichert sie auf einmal wieder. Unbegreiflich! Leichtsinn!“

„Halt wegen dem“.

„Halt wegen was?“

„Wegen dem was Du nicht weißt“.

„Ah, die Neuigkeit! das wird was sein!“

„Dann sag' ich's eben nicht“.

„Laß es nur gehen“.

„Aber Du sollst's wissen“.

„Ich bin gar nicht neugierig“.

„Geh, rat' halt!“

„Ich bin zu faul“.

„Aber Du mußt es wissen“.

„Ich will gar nicht“.

„O Du, jetzt sag' ich's grad!“

Sie faßte ihn beim Rockärmel und rieb sich immerfort ihre Nase an dem rauhen Stoff, dunkelrot im Gesicht.

„Es ist — — weil — nun — im Herbst eben, es ist zu komisch — da kann ich nicht mit Dir da herauf gehen, weil — nun so sag's doch weiter, weißt Du's denn nicht? — weil — weil Du ein Kind kriegst!

Und im Nu war sie über den Hügel hinunter und unter den grünen Hecken verschwunden.

„Du —! — Du! Kameel!“ mit den Armen fuchtelnd und den Mund wie zum Pfeifen spitzend lief ihr Ernst nach.

„Kammmeel!“ rief sie ihm aus ihren Versteck entgegen und er zog sie an beiden Händen heraus. Da standen sie nun und schauten sich an und schnell wieder zu Boden, lächelten sich mit fremdem Lachen zu und wußten nicht was beginnen.

„Aber Mädel, Mädel!“

„Ich hab doch nichts Dummes gesagt?“

„Nein das Gescheidtste was Du bis jetzt in Deinem Leben gesagt hast“ und er küßte ihre Stirne, dann erst ihren Mund, aber zögernd, scheu, strich ihr über die Haare, seine Fingerspitzen zitterten.

„Freut's Dich?“

Da nahm er sie auf den Arm und trug sie über die Wiese in den Wald. Die Äste rissen an ihren Haaren

und die Blätter schlugen ihr ins Gesicht. Er merkte es nicht und sie hielt ganz still ihren Kopf an den seinen gedrückt, bis sie in die Lichtung kamen wo man das Haus drunten liegen sah. Kaum hatte er sie auf die Füße gestellt, da war sie fort, hinunter den Feldweg, zwischen den Hecken, heim. Er schloß die Augen und sah sie vor sich in ihrem hellen Kleide, immerfort über den grünen Hang fliegen, hinunter — hinunter, hinunter, immerfort im Sonnenschein, immerfort mit diesen glücklichen Augen, immerfort in der jungen Frühlingsherrlichkeit, wie wenn sich alles um sie dränge, sie schmeichle, liebkose, wegen ihr da sei. — — —

Zuhause fand er Briefe. Auf einen stürzte er sofort los, Elisabeth sah es gleich. Auch daß er rot wurde, rot bis unter die Haare und daß er wieder die Falten auf der Stirne zog, sie kannte sie schon, — wenn er ratlos war oder ärgerlich. Fragen mochte sie nicht und er sagte kein Wort. Kramte nur so in den andern Briefen herum, machte einen auf, las ihn zur Hälfte, legte ihn wieder hin und nahm einen andern. Zuletzt ließ er alle liegen und ging hinaus, den ersten hatte er aber doch mitgenommen. Und der war von einer Frau. Sie hatte es an der Handschrift gesehen, ganz deutlich.

Wie wenn ihr plötzlich etwas genommen würde war's ihr auf einmal und sie war so überglücklich heute gewesen! —

„Frau von Tilgner wird nächstens hierher kommen“, sagte Ernst eintretend, kurz und mürrisch schien ihr. Elisabeth stellte erschreckt den Maiblumenstrauß weg, den sie ordnen wollte.

„Die, die will kommen? und vorhin haben wir erst von ihr gesprochen — nein Ernst mach' keine schlechten Witze“.

„Doch sie kommt“.

„Sie soll wegbleiben, schreib' ihr nur“.

„Unsinn! ich kann's ihr nicht wehren. Sie wohnt ja nicht bei uns“.

„Aber ich will nicht, ich weiß wie das wird, ich mag sie nicht haben“.

„Sei doch vernünftig, wenn es nicht anders sein kann! Kann denn nicht jedermann hierher aufs Land?“

„Ja gewiß. Aber — hast Du ihr denn geschrieben —?“

„Daß sie kommen soll? Ist mir nicht eingefallen“.

„Nein, ob Du ihr überhaupt geschrieben hast, Du hast nie etwas davon zu mir gesagt“.

„Muß ich denn das sagen? Geh, geh, das ist kindisch. Du weißt ganz genau, daß ich an alle möglichen Menschen schreibe, ohne Dir's anzukündigen. Fällt Dir gar nicht ein zu fragen, da, da auf einmal“ er riß zornig an seinem Schnurrbart „ist denn das etwas anderes wie Eifersucht? Jetzt weiß ich auch wie's wird!“

„Sie soll fort bleiben, ich will sie nicht hier haben! Weißt Du nicht was wir vorhin sagten Ernst? Bitte laß sie nicht hierher“.

„Aber das sind ja Dummheiten! Ich kann ihr doch nicht schreiben, daß sie wegbleiben soll, ich kann nicht, sei doch vernünftig!“

„Du wirst sehen Ernst, dann ist alles aus. Und nein, und nein, ich will sie nicht haben!“

„Das ist doch wirklich großartig. Ob es Dir nun recht ist oder nicht, ich sage Dir einfach sie kommt und damit basta. Ich weiß sicher, es ist nur dumme kindische Eifersucht, wegen früher. — Und wenn sie da ist, nimm Dich zusammen, da verstehe ich keinen Spaß, ich will mich nicht mit Dir schämen! Ja schau mich nur an, sie ist Dame bis in die Fingerspitzen, die, ja die ist eine wirkliche Prinzessin! — Das bitt' ich mir aus, geheult wird jetzt nicht, sonst will ich gar nichts mehr von Dir wissen heute. Nein, nein sage lieber nichts, ich hab genug, ich will nichts hören“.

Jetzt war es ihm recht, daß die Andere kam, wegen Elisabeth. Das war doch zu verrückt, einen solchen Radau deßwegen zu machen! Im Anfang hatte es ihn ja selbst gewurmt, daß sie so hereinschneien wollte. Wie eine Indiskretion, eine häßliche Neugierde erschien es ihm. Nun war es doch gut, Elisabeth sollte sich nur daran gewöhnen, daß er auch mit andern verkehrte, er

sollte wohl immer bei ihr hocken und keinen Menschen sonst haben? Und es war so notwendig für ihn jetzt, er mußte sich aussprechen können, mit Elisabeth konnte er ja nicht reden, aber mit ihr. Wochenlang saß er jetzt hier außen, keinen Strich hatte er an seiner Arbeit gethan und jeden Tag wurde der Ekel daran größer. Elisabeth fiel es gar nicht ein danach zu fragen, bei ihr — das erste Wort, das wußte er. Und darum war es gut, daß sie kam.

Aber dennoch blieb es eine dumme Geschichte, sie würde sein Glück mit Elisabeth nie verstehen, ihm vielleicht daran verderben —

Den ganzen Tag war er mürrisch, schlurfte und knurrte im Hause herum. Immer beobachtete er Elisabeth, mußte sie mit den Augen der anderen anschauen und da fand er so manches was sie belächeln, vielleicht bespötteln würde. Er ärgerte sich über sie, über sich, über Elisabeth. Wie blöd sie herumging, so stier nachdenklich. Zu lächerlich solche Aufregung wegen einer Bagatelle! Dann that sie ihm wieder leid und als sie abends still auf dem Sopha saß, ging er zu ihr hin, faßte sie am Handgelenk, sie ein wenig schüttelnd, weil er noch immer ärgerlich war: „Warum sagst Du denn gar nichts? Bist Du etwa gekränkt? Kannst Du heute nicht „Nacht“ sagen?“

Da saß sie gleich in der Höhe.

„O ja Lieber. Nacht, Nacht, Nächtlein! Ich wollte nur still sein, weil Du zornig warst und aufgeregt".

„O Du Dummes! Aber Du siehst bleich aus, bist Du denn wohl?"

„O ja".

„Auch nicht traurig?"

„Ein ganz klein, klein wenig, Du hast mich doch noch lieb?"

„Du dumme Maus ja!"

„Gewiß?"

„Gewiß Du Kind".

„Schatz war ein bisl bös mit mir heut'!"

„Ja das war ich. Du mußt mir verzeihen, ich war so wütend über Deinen Eigensinn, das reizte mich. Schau, mir war's ja auch nicht recht im Anfang, ich habe ihr nur einmal geschrieben und nun kommt sie gleich! Und dann siehst Du, ich kann nicht arbeiten, bin so abgespannt, das drückt mich und sonst noch vieles, ich muß mit ihr darüber reden, darum ist es doch wieder gut".

Nach einer Pause legte ihm Elisabeth die Hand auf die Schulter.

„Kannst Du mir nichts sagen?"

Ernst hörte nicht darauf. „Du wirst ihr auch nicht gefallen."

„Ist das ein Unglück?"

„Ich will's aber haben."

„Ich will mir alle Mühe geben."

„Und dann die Eifersucht.“

„Ich bin nicht eifersüchtig. Gewiß nicht. Es ist doch so einfach. Ich bin ja Deine Frau, aber wenn Du sie lieber hättest — so — das war's, warum ich mich sorgte.“

„Geh, geh, die Tragik!“

Ernst lachte gezwungen. „Gott, Maus, das ist alles so dumm, wir haben uns doch lieb! Ich weiß ja, ich bin ekelhaft und könnte oft den ganzen Tag an Dir herumnörgeln, ich verstehe gar nicht was es ist, besonders heute, wenn ich an sie denke. Ich möchte Dich anders haben, es ist ja häßlich von mir Dich so zu plagen, besonders jetzt, wo ich doch weiß — ich muß krank sein!“

„Ja Schatz, das hat mir wehe gethan, daß Du es ganz vergessen hast, — das, weißt Du — — was ich Dir gesagt hab'.“

„Nein, nein, mein Herz, ich habe es nicht vergessen.“

Er nahm ihre Hand und küßte sie langsam, scheu. Langsam drückte er den Kopf an ihre Brust, langsam sank er ihm auf ihren Schoß. Seine Arme legten sich um ihre Hüften und er küßte zaghaft, ehrfürchtig ihren Leib. Und es quoll auf in ihm, heiß und mächtig die große Scheu vor diesem ewigen Wunder, das Beben vor dem Unbegriffenen, das sich Beugen vor dem geheimnisvollen „Es werde“, der Schauer vor der Natur. Alles versank und es blieb nur das Weib, das in seinem Schoße das Heilige barg.

„Du, ich bin so arg neugierig.“

„Auf was Elisabeth?“

Auf dem Wege zur Bahn war es, sie wollten Frau von Tilgner abholen.

„Was es wohl werden wird, ein Prinz oder eine Prinzessin. So wie im Märchen gelt? Ein wirklicher Prinz oder eine wirkliche Prinzessin, oder so wie Du oder wie ich, keine wirkliche“ — — sie schielte nach ihm, es hatte ihn schon geärgert, aber sie konnte es nicht mehr lassen.

„Ich zähle es manchmal an den Knöpfen ab, oder an den Schritten, bis da oder dahin, g'rad oder ung'rad. Ich freu' mich so! Wenn es nur ein Prinz wäre, wie Du, ein wirklicher!“ —

„Schäm' Dich lieber, so kindisch zu sein. Du ahnst gar nicht, was mit Dir vorgeht. Immer und immer und immer derselbe Leichtsinn! Eine Sünde ist es beinahe, daß so ein Geschöpf, ein solches Kind Mutter werden soll“.

„Ernst ich kehre lieber um, Du warst vorhin schon so aufgeregt“.

„Nein Du gehst mit!“

Vorhin hatten sie schon gestritten.

Nichts war ihm recht. Nicht recht frisiert, nicht recht angezogen, zu geputzt, zu absichtlich schön, dann ging sie nicht recht und dies und jenes, er trippelte fortwährend vor Ungeduld.

„Heit hot's'n aber wieder“ meinte das Nannei im Vorübergehen halblaut zu Elisabeth. Aber Ernst hatte es doch gehört und nun brach das Schimpfen los über die Bauernwirtschaft, das Hocken auf dem Land. Was für eine Dummheit für so lange einzumieten, immer mit denselben idiotischen Bauerngesichtern zusammen sein, immer das schlechte Bier trinken müssen. Und die Kühe brüllten zu laut und der Heerd rauchte zu oft und das Nannei und der Ani kümmerten sich viel zu viel um sie, alles, alles war nicht recht, selbst Romano, der freudebellend nachsprang, bekam einen regelrechten Fußtritt. Und wie hatte ihn Elisabeth geärgert! Durchaus wollte sie nicht mit zur Bahn.

„Was thu' ich dabei? Du hast ja selbst schon gesagt, daß sie sich nichts aus mir machen wird!“

Ja das that sie auch und er meinte selbst Elisabeth wäre besser zuhause geblieben. Sie war ja lieb mit ihr, aber da war so viel Protegierendes bei der Begrüßung, so viel Hinabneigen zu ihr:

„O, sie ist ja sehr hübsch!“ sagte sie ganz laut zu Ernst, „eine allerliebste kleine Frau“, aber zu ihr selbst nicht viel weiter. Elisabeth mußte stumm neben den beiden hergehen. Die hatten sich so viel zu sagen von früher, von gemeinsamen Freunden, von allerlei gelehrten Sachen, die sie nicht verstand. Ernst hatte ganz vergessen, daß sie auch da war.

Nicht weil sie ihn geärgert hatte, er dachte wirklich nimmer daran. Nimmer wie sie aussah, nimmer wie sie sich benahm, nimmer daß er gewollt, sie solle schön aussehen, glücklich. Der Kopf wirbelte ihm. Das brauchte er, Anregung, geistigen Verkehr, Verständnis. Er hatte ja in einer Öde bis jetzt gelebt, und nun war plötzlich ein Tumult in ihm, aus allen Ecken flatterte es auf, in allen Winkeln streckte es sich. — Er hatte geschlafen und sie rüttelte ihn auf. Nicht absichtlich, das brachte sie so mit, das war ihre Atmosphäre. Nun würde er Mut haben, Vertrauen, ihr konnte er alles sagen, wie war er froh, daß sie da war! — —

„Nun natürlich bist Du eifersüchtig Kleine! Die ist eine Dame, Herrgott! Du dürftest froh sein — nur den zehnten Teil — sperre Deine Augen auf Rustica, lerne, lerne!"

„Ich will nichts von der lernen, ich kann auch nicht. Wenn Du mich gern haben willst, mußt Du mich gern haben, wie ich bin. Ich werde nicht anders, wenigstens nicht wie die, ich bin eben keine wirkliche Prinzessin."

„Blech, Blech, komm' doch nicht mit dem alten, albernen Spruch! Und immer die, die! Habe die Güte und drücke Dich anständig aus, ich will es."

Elisabeth schwieg. Jetzt war wieder gar nichts recht, seit er zu Hause war. Und sie machte auch alles

verkehrt, weil er immer dasaß und zuschaute. Auf einmal sollte sie alles anders machen, sollte ganz anders werden. Und sie hatte gar nicht den Willen, es ihm zu Gefallen zu thun, wenn ihr immer die Prinzessin als Muster aufgestellt wurde. Sie konnte sie nicht leiden, wenn sie auch lieb war mit ihr, das sah sie an ihren Augen.

„Aber ihre Augen sind doch nicht schön?" sagte sie plötzlich und in einem Ton, wie wenn Ernst schon widersprochen hätte, „so hart und grau, und lauern thun sie auch."

Ernst sah sie an, zog die Augenbrauen hoch in die Höhe, lachte und sagte gar nichts.

Am nächsten Morgen saß Elisabeth vor dem Hause und sah den Beiden nach. Sie wäre auch gern mitgegangen.

„Wir wollen sehr weit gehen und das ist nichts für Dich."

Ernst hatte ihr flüchtig Adieu gesagt, voll Hast, Frau von Tilgner nachzukommen.

Da gingen sie nun in der Sonne, am Bache hin, schräg über die Wiese gegen den Wald. Immer kleiner wurden sie. Der rote Sonnenschirm leuchtete wie ein winziger, neckender Fleck aus all' dem Grün, tanzte vor dem Berge hin und her, tauchte auf, verschwand wieder

— immer kleiner — war unter den Bäumen verschwunden. —

„Nun sagen Sie mir, wie sind Sie eigentlich zu der kleinen Frau gekommen?“ Frau von Tilgner fragte das plötzlich, mitten aus einem anderen Gespräch heraus. „Wie? — Ja, sie gefiel mir eben.“ „Das kann ich mir wohl denken, aber wo und wann, das ging ja so schnell, ich war ganz baff.“ „Wo? Ich lernte sie bei ihren Verwandten auf dem Lande kennen, wann? — ja, nachdem ich, nein, nachdem Sie abgereist waren.“ „Ah — so!“ Frau von Tilgner lächelte. Ein ganz eigentümliches Lächeln, das in den Mundwinkeln stecken blieb und gar nicht bis an die Augen kam.

„Natürlich haben Sie jetzt riesig gearbeitet. Nein? Gar nichts! Wie ist das möglich! Wie kann das sein! Sie müssen doch weiter kommen! Wenn ich nicht wüßte, was in Ihnen steckt! — Gerade das schätzte ich so an Ihnen, Ihre Energie, Ihre Thatkraft, und nun?“ —

Ja, nun wollte er nimmer. Er konnte nicht arbeiten, er sah es ein, er taugte nicht zum Gelehrten, er mußte heraus. Aber da war die kleine Frau — er hatte sie doch nicht geheiratet, um sie vielleicht darben zu lassen — eine Zeit lang ging es ja noch ganz gut — —

„Sie weiß natürlich darum?“

„Keine Idee! Was soll ich sie damit plagen, ihr Sorgen machen.“ —

„Ja, wenn Sie das nicht mit Ihrer Frau besprechen können — — —“

Beim Abschiednehmen faßte sie seine Hand fest und hielt sie. Sah ihn lange an.

„Ich möchte Ihnen gern etwas sagen. Ich hoffe daß Sie mich nicht mißverstehen. Es mag kalt klingen, grausam, unmöglich, vielleicht hassen Sie mich auch deswegen, es macht mich furchtbar traurig, aber ich muß es Ihnen sagen. Ich sehe so klar, Sie hätten nicht heiraten sollen, nicht die Frau heiraten. Sie hängt wie ein Gewicht an Ihnen, hemmt Sie. Derartige Ehen taugen nichts. Sie sind verändert, zerfahren und ich glaube nicht, daß Sie noch stark genug sind um mit ihr — trotz ihr — es giebt nur eines — ob Sie den Mut haben? — Aber um Gottes Willen kommen Sie nur jetzt nicht auf die absurde Idee, daß ich hetzen will!“

Und danach stelzte Sie mit gleichmäßigen, bewußten Schritten davon, ohne Erregung, während er sie hätte würgen können vor Wut. So, so das war ihr Verstehen, so half sie ihm? Und hetzen wollte sie auch nicht? Was denn sonst? — Aber nein! nein! warum sollte sie das thun?

Je mehr er darüber nachgedacht, je näher er dem Hause kam — hatte er denn nicht oft schon Ähnliches gefühlt, und aus Feigheit unterdrückt? Allerdings nur ganz leis, nicht so schroff, kantig herausgehauen. Konnte

er je mit Elisabeth etwas Ernsthaftes reden? Hatte sie nur einen Schein von Interesse für seine Arbeiten gezeigt, sich um seine um ihre Zukunft gekümmert? Jawohl, Maul auf! und die Gebratenen flogen hinein! Woher sie kamen und ob es immer so fortging, scheerte sie wenig. Aber er hatte es auch nicht verlangt von ihr, nur glücklich sollte sie ihn machen. Glücklich! bornierter Idealist, der er war! — Dann sah er sie wieder droben auf dem Berge im goldgrünen, lenzjungen Buchenwald, trug sie fest an sich gepreßt und es war ihm, als müsse er ihr eine Schmach abbitten. Sentimentalität! so würde Frau von Tilgner sagen, ganz genau hörte er den scharfen Ton ihrer Stimme. Ja, sie bog keinen kleinen Finger, ehe sie sich nicht von ihrem Kopfe die Erlaubnis dazu geholt! — Verfluchter Wirrwarr! er war auch gegen sie ungerecht. Es war doch nur Teilnahme, sie kannte Elisabeth nicht, oder es war wirklich ihre Überzeugung — von nichts mehr wissen, Ruhe haben, eine halbe Ewigkeit schlafen und beim Erwachen ein anderer Kerl sein, frei, ganz frei, es war mit keiner etwas. —

„Gehst Du heute wieder mit Frau von Tilgner fort?“

„Wir haben nichts bestimmt. Ich bleibe bei Dir.“

„Gehen wir dann zusammen fort?“

„Meinetwegen“. Wie unlustig und finster er war, mochte nichts reden, nichts essen. Stocherte nur so in den Speisen herum: „Hast Du Dich etwa gestern mit ihr

gezankt?„ „Schwätz' doch nicht so, mit ihr zankt man sich nicht herum wie mit Dir.“ Aber doch war er verstimmt heimgekommen, wortkarg und zornig. Er hatte sich die halbe Nacht herumgeworfen, sie hatte es wohl gehört. Nicht ein einzigesmal schalt er sie und sie machte viel nicht recht, sogar absichtlich, er hatte gar nicht darauf geachtet. Immer saß er mit dem Kopf in den Händen und den Fingern in den Haaren wie jetzt. Er hörte nicht einmal, daß Ani an die Thüre klopfte mit drei Knöcheln zugleich was bei ihm der Ausdruck großer Höflichkeit war. Nur wenn der „Herr“ da war that er es.

„Unti kemma sollst, Herr Dokder, die Herrisch' is drunt'“ — er nahm die Pfeife vor Erstaunen aus dem Munde, weil Ernst ganz plötzlich in die Höhe fuhr.

„Wo ist mein anderer Rock, mein Hut, schnell, schnell! Ich kann sie doch nicht warten lassen!“ — —

„Sie könnte ja heraufkommen“. —

„Ach was, Papperlapapp, wenn sie nicht mag!“

„Und ich?“

„Und du? Ich weiß nicht, geh spazieren, thu was Du willst, ich hab jetzt keine Zeit“.

Ernst war mit ein paar Sätzen über die Treppe, Frau von Tilgner grüßte und winkte zu ihr herauf, er sah sich nicht um.

„Sakrisch is d'r z'sam g'richt und a sauwers, schneidig's, Weiwets is“ meinte Ani und kratzte sich mit dem Pfeifen-

stiel in seinen grauen Borsten. Elisabeth nickte. Das fand Ernst wahrscheinlich auch.

„Thu was Du willst, ich hab jetzt keine Zeit“.

Wie oft sagte sie sich das vor die nächsten Wochen! Sie war fast immer allein. Wenn Ernst zuhause blieb war er unruhig, empfindlich, gereizt.

Hinter allem was sie sagte suchte er etwas, fand überall Anspielungen heraus, daß sie ganz unsicher wurde. Sie frug ihn gar nimmer nach ihr, traute sich kaum ihren Namen auszusprechen. Aber einmal, als er wieder zuhause geblieben und Frau von Tilgner abermals gekommen war ihn abzuholen, riß ihr doch die Geduld. Bebend vor Zorn sagte sie: „Und Du willst noch behaupten, daß die nicht gewußt hat, daß Du sie geliebt hast? — Die weiß auch genau warum sie hierher kam! — Geh nur, geh mit Deiner Prinzessin“.

Ernst schaute sie an mit seinen großen Augen, die ganz hart und dunkel wurden vor Zorn und fort war er. Ohne ein Wort, ohne adieu, das erstemal.

Und nun war sie allein, immer allein. Ganz still war es um sie, sie horchte immer wie ihre Sehnsucht rief, sie langte immer nach ihm und konnte ihn nicht erreichen. Er war so fremd, verschlossen, kalt, sie fürchtete sich. Wenn er sie einmal umfaßte, küssen wollte, sie anschaute, wie ein Geständnis war's, ein Flehen, — sie bangte davor, Gott, o Gott, sie konnte

nicht, nein, nein! sie hatte doch das Kind, sie wollte nichts hören, sie drängte ihn von sich. Das Kind, das war das Einzige, was sie hielt. Mit zitterndem Sehnen dachte sie daran, wünschte es herbei, wie ein lebendiges Wesen war es für sie, ein Wesen, das ihren Kummer verstand, mitfühlte, das ihr, ganz allein ihr gehörte, das ihr niemand streitig machen konnte, auch er nicht. Ein Wesen, dem sie alles gab, alles sein mußte. —

Wie war sie anders geworden! Ernst hatte Scenen erwartet, Vorwürfe, kindische Quälereien, Zornausbrüche, aber nicht dies stille Zuschauen. Im Anfang war sie wohl trotzig und wollte auch mit ihm auf dem neuen Weg laufen, hängte sich an ihn, dann erst kam dies Nachschauen, Zaudern — und nun schien sie einen Weg für sich gefunden zu haben, einen stillen, sichern Weg, ein eigenes Leben, ein Leben in der Zukunft, ein Leben mit dem Kinde, das sie trug, ein Leben, das mit ihm nichts zu thun hatte, das ihn zur Seite schob. Er fand sie oft wie im Halbschlaf, ruhend, lächelnd, leise flüsternd allein und sie erwachte erst, wenn er zu ihr sprach. Und der unruhige Wunsch regte sich in ihm sie wieder so zu sehen wie früher, nicht ernst und wehmütig, ihm so fern. Er hatte sie ja wieder lieb, er sehnte sich nach ihr, nur aus trotzigem Eigensinn lief er noch jeden Tag mit Frau von Tilgner. Das war auch wieder ein Idealismus gewesen, was er von ihr erwartete. Im Anfang ja, das

that wohl sich alles vom Herzen reden zu können, das that gut diese Vernunft, dieses verständige Sichhineinleben. Aber die Teilnahme hielt nicht lange, sie wurde müde, sie wollte ihn ungeduldig anders haben, er langweilte sie, weil er nicht der war, den sie sich vorgestellt, weil er nicht that, was sie wollte. Und sie hatte etwas gewollt von ihm von Anfang an und wenn es nur der Reiz war sein Schicksal zu dirigieren, wenn es sie nur prickelte mit seiner Zukunft zu spielen. Ihm paßte auf die Dauer die geistige Seiltänzerei nicht, die sie liebte, dies ewige Stehen auf einem Bein vor lauter Geistreichsein, dies witzig sein müssen und gelehrt um jeden Preis, da war er zu ungelenk dazu, es blendete ihn auch nimmer, hier allein mit ihr. In ihrem Salon, ja, aber bei den Bauern? Und noch eins. Am letzten Tage kam es heraus. Sie hatte ganz unerwartet von ihrer Abreise zu sprechen angefangen. Sie wollte am nächsten Tage fort. Es war spät am Abend und stürmisches, regnerisches Wetter geworden, als er sie nachhause brachte. Unter der Thür blieb sie stehen, still eine zeitlang, dann fragte sie zögernd und er glaubte ihre Blicke zu fühlen: „Wollen Sie mir, weil ich morgen abreise, nicht doch noch ganz offen sagen warum Sie Ihre Frau geheiratet haben?“ Sie hatte nie mehr von Elisabeth gesprochen, ihren Namen nicht genannt.

„Ich habe gar keinen anderen Grund als den, den ich Ihnen schon sagte, weil sie mir gefiel“.

Er stand noch eine Weile neben ihr, dann streckte er ihr die Hand entgegen. Sie nahm sie flüchtig und ihr Lebewohl klang kühl. Ernst ging traurig weg. Es that ihm weh, daß es so schal zu Ende gegangen war, er hatte einen dumpfen Widerwillen gegen die Frau, die er nun kannte, sehnte sich nach der, die er früher geliebt. — Alles um ihn war öde, dunkel, schwer, wie die Nacht ringsum. Und jetzt sollte er zu Elisabeth und ihr sagen, ich kann mein Versprechen nicht halten, Dir nicht das Leben bieten, von dem ich Dir gesagt, hast Du den Mut, mit mir in's Ungewisse zu gehen? — Jetzt? Ganz plötzlich überkam ihn eine fürchterliche Angst. Wenn ihr etwas passiert war! Es war ihm wie wenn sie nicht mehr da wäre, wenn er heim käme, weil er so lang, lang von ihr fortgeblieben. Eine schmerzende Unruhe trieb ihn, wie die Ahnung von etwas Schwerem, Fürchterlichen lag's auf ihm, wie wenn er nur Unglück mit sich zu tragen hätte, unter einer Schuld keuchen müsse. — Voll Schweiß und zitternd vor Erregung kam er vor dem Hause an. Still lag alles und dunkel, nur aus dem Schlafzimmer kam ein müdes stummes Licht. „Wie ein Totenlicht" durchfuhr es ihn. So weiß und still lag sie auch in den Kissen, wie eine Tote, das kleine zage Licht mit dem bläulichen Schein ihr zu Häupten. Die ganze Nacht träumte er davon, sah sie im Totenkleide, hielt sie mit grauenhafter Angst umklammert, weil sie kamen

und sie fortnehmen wollten. Dann sah er sie in der Erde liegen, sah Schaufel nach Schaufel auf ihren Leib werfen und sie war doch lebendig! Immer höher stieg die Erde, bis an ihr Herz, ihren Mund, ihre Augen, und er war gebunden und mußte hören, wie sie um Hilfe bettelte. — So ging es fort die ganze Nacht. Als er am Morgen erwachte, war niemand im Zimmer, er rief, niemand hörte, da ging es von neuem an. Ein paarmal war ihm als höre er Elisabeths Stimme, aber ganz leis, kaum bewußt, nebelhaft verklang der Ton, dann flüsterte man, es war ein vorsichtiges Tappen um ihn, hohl wie aus weiter Ferne, er fühlte eine harte Kälte auf der Stirne, dann wurde er gedreht, immer im Wirbel, immer schneller, es sauste um ihn wie ein mächtiger Wasserfall, dann stürzte er in eine schwindelnde Tiefe, dann schnellte es ihn hoch, hoch mit zischendem Pfeifen und dann lag er gelähmt, regungslos und Bild um Bild zog mit rasender Schnelligkeit an ihm vorbei, ehe er es nur erfassen konnte. Er wollte rufen, halten, schreien — umsonst. — Zuletzt wurde es totenstill ringsum, dunkel und erstorben, er lag in einer endlosen, hallenden Weite und fühlte, wie sein Leben verrann. Langsam sickerte das Blut aus seinem Körper und er sank und sank und sank. Aber da hielt ihn jemand. Er öffnete die Augen, Elisabeth. Sie hatte den Arm unter sein Kissen gelegt, er sah ihr weißes Gesicht dicht vor sich,

— da war er schon wieder eingeschlafen. Nach ein paar Stunden war er abermals wach und sah sie deutlich neben sich, den Kopf geneigt und die Augen voll Thränen. Er wollte reden, aber sie winkte ihm, daß er still sei. Sie streichelte ihn, fuhr ihm über das Haar, weich und sanft waren ihre Finger, sie neigte sich über ihn und ihm wars als müsse nun Ruhe für ihn kommen, Genesung und Stärke. Da fielen Thränen in sein Gesicht, immer mehr, Schluchzen packte sie, sie legte ihre nasse Wange an die seine und stockend stieß sie heraus: „Ernst muß es denn sein? Hast Du sie lieber? Ich kann nicht — bleib' bei mir — das Kind —" mehr verstand er nicht, gurgelnd war es in Stöhnen übergegangen. Und er versuchte den Kopf zu heben und sie anzuschauen. Es ging nicht und er mußte es gerade in die Luft hinaussagen, stockend und schwerfällig: „O Du — Kammeel — ich — hab' doch Dich—"

„lieb" schrie Elisabeth mit zuckenden Lippen. Sie wollte auf und ihn an sich drücken, doch besann sie sich noch. Sanft nur legte sie die Lippen auf die seinen, den Kopf an seine Brust, küßte seine Finger, und es war ein stiller Jubel in ihren Küssen, und ein stilles Leuchten in ihren Augen. Leise Worte sagte sie ihm, thörichtes, unzusammenhängendes Zeug, stammelnde Sehnsucht, lallendes Glück. — Ihre Wange lag neben der seinen auf dem Kissen. Immer zögernder kamen die

Worte, lösten sich immer langsamer los, zuletzt ruhte sie neben ihm still, das Glück und die Genesung nicht zu scheuchen und auch ihre Lider schlossen sich und sie blieb regungslos neben Ernst liegen, während er einschlummerte. Nun kamen für ihn die Tage der Genesung. Ein stilles, müdes, glückliches Ruhen mit der matten Schwäche im Körper, lauschend auf das tappende Nahen der Gesundheit, auf das leise Schwellen und Wachsen der Kräfte. Wie eine Pflanze. Erschauernd fühlte er die Sorgfalt und Liebe und Hingebung über sich rieseln, trank lächelnd die Sonne, die Wärme. —

Und die Sonne, die Wärme war für ihn Elisabeth. Er sah nur sie, fühlte nur sie und durch sie das Leben um ihn, das Leben in dem kleinen Hause, das Leben draußen. Von ihr kam ihm Freude, Genesungsmut, Stärke, aus ihren Händen, ihrem frischen Munde, ihren geflüsterten Worten. An einem warmen Juniabend saß er zum erstenmal wieder aufrecht in den Kissen und sah hinaus auf die reifenden Felder, die Wiesen, strotzend im satten Saftgrün. Elisabeth hatte alle Fenster geöffnet und der süßherbe Kraftgeruch des allerersten Heues kam schwer und würzig in breiten Schwaden herein.

„Ani und Nannei haben es heute gemäht. Die erste Wiese. Jetzt wenden sie's. Siehst Du dort, ganz in der Ecke unter dem Riesenkopf, siehst Du sie? Ani

mit den weißen Hemdärmeln und Nannei mit dem gelben Tüchel und Romano, schau, er ist auch dabei. Kannst Du das sehen, thut's Dir nicht weh? Die Augen? Gelt wie blau, wie veilchenblau der Riesenkopf heute aussieht, und wie schön das Getreide davor und die vielen, vielen Mohnblumen, wie die leuchten, das freut Dich doch, Ernst?"

„Und Dich Lieb! Was wirst Du machen, arme Haut, wenn wir im Winter in der Stadt sind! Du wirst viel viel Heimweh haben!"

„Ich? Aber Ernst! Ich hab' doch das Kind! Ich kann ja gar nicht warten bis es Winter ist und wir drinnen sind, mitten im Schnee und es ist heimlich warm bei uns und es ist da, ist bei uns. Gar nicht ausdenken kann ich's. Denk' nur! Das ist Du und ich und nicht Du und ich und doch wir Zwei, ein Stück von mir und von Dir und doch etwas für sich. Und ich hab's, ich darf ihm alles geben, in mir ist es, Ernst, in mir! Gar nicht begreifen kann man das, nicht? Ich könnte oft weinen, weil ich es nicht glauben kann — Du bist ja arm gegen mich, Du dauerst mich oft."

„Oh, mein Weib, liebe, liebe, kleine Frau! Aber dann hast Du mich nimmer so lieb!"

„Oh schon, schon! Ich hab' nur so viel an das

Kind zu denken, ich freu' mich, oh, wie freu' ich mich! — Was hast Du Ernst, bist Du traurig?"

„Nur ein wenig. Ich hab' Dir viel, arg viel zu sagen und ich fürchte — es quält mich aber, ich werde nicht ganz gesund, bis es herunter ist vom Herzen. Lieb, ich kann meinen Doktor nicht machen, ich kann nicht! Ich tauge nicht zu einem verknöcherten Gelehrten".

„Ist das alles? Das habe ich schon lange gemerkt. Du hast ja nicht arbeiten können."

„Ja, aber — Du weißt nicht, was das heißt —"

„Doch. Daß wir mit dem Wenigen auskommen müssen, das wir haben."

„Ja, — und jetzt, wo das Kind kommt — nein —"

„Sei doch still! Ich fürchte mich nicht. Es wird schon was aus Dir, — ist ja gleich was —"

„Weißt Du das?"

„Jawohl weiß ich's. Verhungern thun wir deswegen nicht, ich kann auch arbeiten, wenn's fehlt. Glaubst Du, daß ich Dich weniger lieb habe nun? —"

„Ja, siehst Du, Maus, ich bin eben kein wirklicher Prinz!"

„Und ich keine wirkliche Prinzessin", jubelte Elisabeth, „dann passen wir erst recht zusammen jetzt, ich bin so froh, so froh, Ernst —"

„Nein Herz, Du bist eine wirkliche Prinzessin, nur nicht die aus dem Märchen, eine ganz andere, meine Prinzessin. Wie heißt es in dem Märchen? „Da nahm der Prinz sie zur Frau, denn nun wußte er, daß er eine wirkliche Prinzessin besitze . . ." Siehe, das ist eine wahre Geschichte. — Einen Kuß, meine Prinzessin, noch einen — und noch einen, ich fürchte mich nun nimmer!"

Deutsche Verlagsdruckerei Leipzig,
Merseburger & Walther.

Oswald Schmidt, Leipzig-R.

Bögl